

Albert Leo Schlageter

Albert Leo Schlageter

Leben und Sterben eines deutschen Helden

Von

Rolf Brandt

46. bis 65. Tausend



Hanseatische Verlagsanstalt
Hamburg

Druck der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg 36

Printed in Germany

Dies Buch, das vom Leben und Sterben Albert Leo Schlageters handelt, will nichts anderes sein, als die Erzählung des Lebensschicksals eines deutschen Menschen, der sein Vaterland über alles liebte, es mehr liebte als sein junges und starkes Leben. Freunde Schlageters haben das Lebensbuch ihres Kameraden gesammelt, ich habe nichts getan, als ihren Worten und ihrer Liebe nacherzählt. Aber ich sah hinter dem Schicksal des Bauernsohnes aus dem Schwarzwald das Schicksal unseres Vaterlandes stehen. Das Leid Deutschlands wurde Schlageters Bestimmung und Tod.

Dies einfache Buch des Gedächtnisses soll nicht in dem armen politischen Kampf des Tages stehen; es hat keine polemische Absicht, es will keinem Kreise angehören, sondern zu jedem sprechen, der mitfühlt die Bitterkeit einer schlimmen Zeit und der glauben will, daß aus Opfer und Tod neues wahrhaftes Leben erstehen wird.

Um Deutschland, für Deutschland.

Berlin, Mitte März 1926.

Rolf Brandt

I.

Im badischen Schwarzwald zu Schönau im Wiesental wurde Schlageter am 12. August 1894 geboren. Seine Eltern waren tüchtige und angesehene Schwarzwälder Bauern. Albert Leo war ihr sechstes Kind.

Die glückliche Landschaft seiner Heimat lebte früh im Gemüt des heranwachsenden Knaben. Er war mit den Ziegenhirten auf den Bergen, er lag unter den mächtigen Tannen, er stieg auf die Höhen des Schwarzwaldes und sah das leuchtende deutsche Land, das seine Heimat und seine Welt war. Hinter dem elterlichen Hause stieg der Berg steil hinan, da war es im Frühling oft wie ewiges Rauschen von Quellen, Rauschen, aus dem Märchen und Träume wuchsen

Aber Schlageter war kein Träumer. Frischer Junge in einer glücklichen, zufriedenen Zeit, in der sichtlich der Wohlstand Deutschlands und seiner engeren Heimat wuchs. Wenige wußten, daß seit diesem schweren 18. März 1890, da Bismarck ging, das Reich führerlos trieb, und die wenigen schwiegen. Nun, da man hinter den Vorhang des deutschen Schicksals sehen kann, sieht man, wie diese heranwachsende, im Glück heranwachsende Generation, Kinder noch eigentlich, hineingingen in den dornenvollen und todesschweren Weg ihres Volkes.

Am allerwenigsten weiß natürlich der Schwarzwälder Bauernjunge von solchen Dingen. Er lernt bei dem Pfarrer des Städtchens brav Latein und kommt dann auf das Gymnasium in Freiburg. Wahrscheinlich wird er Theologe werden. Dorfjunge, der auch unter der Gymnasiastenmütze zunächst mit großen und schüchternen Augen in das Leben der Studentenstadt Freiburg blickt. Er fühlt

sich im Anfang fremd, einsam, und das Heimweh frißt ihn schier auf. Aber dann merkt er, daß auch die Dreisam von den Bergen des Schwarzwaldes raunt, dann merkt er, daß der heimatliche Bergwind des Nachts die schlafende Stadt besucht und tröstend mit ihm spricht. Er ist fleißiger Schüler, aber er muß so manche Dinge härter erarbeiten als andere, weil ihm die geistige Gelenkigkeit der Stadtkinder abgeht.

Vom Erbe Bismarcks war inzwischen Kredit um Kredit ausgegeben. Die große Koalition der Gegner stand um Deutschland, und Deutschland hatte keinen politischen Führer. Das furchtbare Wort Bismarcks in Friedrichsruh von dem Alpdruck der Koalitionen, sein nächtliches Aufschreien um das Schicksal des Reiches — nun waren die Gesichte des Ekkehard zur Wahrheit geworden. Der Krieg brach los. Nicht von Deutschland gewollt, aber von der Jugend, die sah, wie ihr Vaterland von der Übermacht bedroht wurde, glühend und begeistert empfangen.

Gesang durch die Straßen der deutschen Städte, Gesang durch die alten Gassen von Freiburg. Die Studentenschaft trat fast geschlossen in das Feldheer ein. Der Primaner Albert Leo Schlageter legte in wenigen Tagen seine Notreifeprüfung ab und meldete sich als Kriegsfreiwilliger im 76. Feldartillerieregiment. Feuer loderten auf seinen heimatlichen Bergen, Feuer loderten in seinem jungen und festen Herzen. Er war Soldat — er gab sich ganz hin. Was kann es Schöneres geben als für das Vaterland zu sterben!

Am 7. März 1915 rückte Albert Schlageter ins Feld. Er kam an die Westfront. Er ist während des ganzen Krieges nur an dieser Front geblieben. Von Flandern bis zu den Vogesen.

Eisernes Kreuz Zweiter, Eisernes Kreuz Erster, Frontsoldat. Mit dreiundzwanzig Jahren wird er Offizier. Frontoffizier, der mit den Leuten seines Zuges, später mit denen seiner Batterie auf das engste verbunden lebt. Er gilt als hart, zuverlässig, er wird hingestellt, wo es

besondere Aufgaben zu lösen gilt. Artilleriebeobachter im vordersten Schützengraben.

Über Warneton südlich vom Kemmel hageln die eisernen Gewitter. Der Turm der Kirche von Warneton, der weit ins Land sieht, ist von Granaten gestreift, er steht schräg. Dort oben auszuhalten, heißt neben dem Tode stehen. Aber man kann als Artilleriebeobachter von dort die Wirkung der deutschen Geschütze erkennen, ihre Geschoßgarben dirigieren. Schlageter steht dort oben. Da trifft eine neue Granate den schiefen Turm; der neigt sich langsam zur Seite wie ein Baum, der gefällt wird. Im Fallen springt Schlageter, schon mitstürzend, hinab. Schuttmassen um ihn herum; man hält ihn für tot. Aber das Schicksal hat anderes mit ihm vor. Es ist nichts Ernstliches passiert.

Einmal, als er über offenes Feld zur Stellung springt, schlägt eine Granate einen Meter vor ihm ein, er verliert die Besinnung. Erdmassen fallen über seinen Körper. Seine Leute, die unbändig an ihm hängen, schleppen ihn auf Zeltbahnen zurück. Schlageter, der nicht viel Worte über Heldentum zu machen liebte, sagte von dieser Episode: „Ich dachte, ich wäre gestorben, es war sehr merkwürdig. Als ich auf dem schütternden Wagen die Augen aufschlug, meinte ich, eigentlich läge ich doch im Grabe." So hatte er den eigenen Tod erlebt, durchmessen die dunkle Pforte, hinter der letzte Angst und letzter Schmerz verborgen liegt.

Kaum ist er notdürftig wiederhergestellt, da geht er wieder ins Feld. Er führt jetzt eine Infanterie-Begleitbatterie. Diese kleinen, niedrigen Geschütze, die mit in die vordere Stellung gehen, und von den Mannschaften selbst an Lederriemen und Seilen vorwärtsgewuchtet werden. Er kennt die Hölle von Verdun, er kennt die Waldkämpfe am Hartmannsweilerkopf, er kennt Nässe und Fieber in den flandrischen Sümpfen. Aber er ist hingegeben an seine Aufgabe, deutscher Offizier bei dem größten Krieg seines Volkes zu sein.

Mit der Etappe steht er schlecht, er kann die „Herren mit den langen Hosen" nicht leiden. Einmal, als seine

Batterie in Ruhestellung kommt, wird für ihn, den Offizier und Batterieführer, Quartier in dem kleinen Etappenschlößchen gemacht, während seine Batterie sehr schlecht untergebracht ist. Als er sieht, daß seine Leute nicht einmal richtiges Stroh haben in den elenden Hütten, wirft er nur einen kurzen Blick in das helle Zimmer mit breitem Bett, das so sehr lockt. „Danke gehorsamst, schlafe bei meinen Leuten."

Ein anderes Mal kommt er von der Front, um eine Meldung zu erstatten. Müde, hungrig betritt er das Kasino der Etappe. Ein älterer Major, dem er seine Bitte vorträgt, dort essen zu dürfen, erwidert ihm: „Ja, Herr Kamerad, bei uns ist aber Vorschrift, beim Essen — lange Hosen." Schlageter hebt nur einen Augenblick die harten blauen Augen, dann wendet er sich auf dem Absatz herum ... Schließlich aber — er hatte Hunger und versuchte sein Glück beim Divisionsstab. Da läuft er dem General in die Hände. Der nimmt ihn sofort unter den Arm und führt ihn mit sich zur Tafel. „Das wäre ja noch schöner, wenn für die Herren von der Front hier nicht ein Gedeck frei wäre. Erzählen Sie uns mal etwas!" Schlageter sagt sehr ruhig, während er sich das Essen schmecken läßt, daß es ja aber hier im Ort nicht überall üblich scheine, daß für die Leute von der Front Platz wäre. Dann berichtet er sein Erlebnis. Der General wird dunkelrot im Gesicht und steht auf. Er geht mit Schlageter zusammen zum Major und erklärt: „Herr Major, dieser Offizier steht mit seiner Batterie an der härtesten Stelle der Front. Er kam, um eine Meldung zu machen. Dieser Kamerad ist hungrig und durstig. Herr Major, ich habe den Eindruck, daß Sie keine Ahnung haben, wie es an der Front zugeht. Ich werde veranlassen, daß Sie sofort dorthin versetzt werden, damit Sie die Front kennenlernen!"

Aber es gab mehr Majore als solche Generale in der Etappe. Der Stern Deutschlands sinkt. An der Front weiß man wenig von den Geschehen in der Heimat und an anderen Frontteilen.

Rückzugsbefehle. Die Engländer schießen mit Nebelbomben, die den Beginn der Tankschlacht einleiten. Man erkennt überhaupt nichts mehr. So ist der Weg durch die Hölle. Dunkelbrauner und gelber Nebel. Vorn Schüsse, seitlich Artillerieeinschläge, von hinten Schüsse. Schlageter steht neben seiner Batterie, den niedrigen Kanonen. Man schießt über Kimme und Korn. Der Batterieführer richtet selbst ein Geschütz, er schießt ein halbes Dutzend Tanks ab.

Bei seiner Batterie gibt es nichts von Soldatenrat und Revolutionsgerede. Batterie Schlageter kämpft und marschiert, marschiert und kämpft. Eiserne Disziplin wie nur je an siegreicher Front.

Aus den belgischen Dörfern fallen schon Schüsse. Die Etappentruppen haben Maschinengewehre, Munition, Karabiner und Infanteriewaffen einfach der Bevölkerung überlassen. Sobald die Batterie Schlageter auftaucht, verkriecht sich das Gesindel, das auf die zurückflutende Armee aus dem Hinterhalt feuert. Über Brügge, über Lüttich geht es nach der deutschen Grenze. Schon glänzt der Rhein, da tritt der erste Soldatenrat der Batterie entgegen, die auf der Landstraße dahinzieht. Schlageter reitet an der Spitze, selbstverständlich mit den Achselstücken des Offiziers. Der Soldatenrat tritt an ihn heran. Ob in seiner Batterie auch ein Rat gebildet sei? Schlageter reitet weiter. „Sprecht mit meinen Unteroffizieren!" Die sagen gar nichts, sondern schlagen die drei Beauftragten mit den roten Armbinden halb tot und werfen sie dann in den Graben.

Plötzlich weiß man bei dem ganzen Gesindel, das im Angesicht des Feindes Revolution spielt, daß man der Batterie Schlageter aus dem Wege zu gehen hat. Noch mehr als die Revolution liebten alle diese Helden das Leben. Die Batterie kam mit keinem Freiheitsmann mehr in Berührung.

In Köln geht Schlageter über den Rhein. Seine Lippen sind ein scharfer Strich in dem braunen, von Entbehrung gezeichneten Gesicht. Die blauen Augen brennen, als er von der Rheinbrücke einen Augenblick entlang den

Strom sieht. Sturmhelm schattet die Augen. Er fährt mit dem Handrücken irgendwo ins Gesicht.

„Batterie Trab!"

Auch dies ist vorüber, auch dies mußte erlebt sein . . .

Die Batterie Schlageter kommt in die badische Heimat. Jetzt erst eigentlich merkt der junge Offizier, der nichts anderes kennt als Pflicht, Kampf, nichts anderes weiß als dies: man muß aushalten, es geht um Deutschland, jetzt erst merkt Schlageter, wie einsam er ist in einer Heimat, die nicht mehr an Pflicht, nicht mehr an Aushalten, nicht mehr an den ewigen Stern des eigenen Volkes glaubt.

Er liegt da mit seinen Leuten, die alle auf den Batterieführer schwören, und sieht verwundert und angeekelt in das Treiben seines Volkes, das den ungeheuerlichsten aller Kriege gekämpft hat und nun nur noch den Narrentanz der frohen Stunde leben will.

Der Arbeiter- und Soldatenrat, der das Städtchen regiert, ist geschwollen vor Wichtigkeit. Dekretiert und lebt nach der Devise: Jetzt haben wir die Macht, jetzt ist der Tisch für uns gedeckt.

Schlageter hört, daß seine Batterie entwaffnet werden soll. Da jagt er mit den Geschützen in das Städtchen, läßt vor dem alten Rathaus abprotzen und geht hinein zu der Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats. Wie bei allen solchen Dingen ist er ruhig, fast höflich.

„Was wollt Ihr? Ihr wollt uns entwaffnen? Wer seid Ihr?"

Die Burschen, die das wenigste vom Krieg wissen, Etappensoldaten, hochbezahlte Munitionsarbeiter, Deserteure, Drückeberger, werden blaß auf den Stühlen ihrer Macht. Einer springt zum Fenster. Da steht die Batterie. Hinter den Geschützen ausgemergelte, aber entschlossene und feste Gesichter.

„Wir, wir wollen nichts, wir denken gar nicht daran, die Batterie entwaffnen zu wollen."

So ging es nicht. Es ist nirgends in Deutschland so gegangen. Aber der sicherste Bestand dieser Revolutions-

regierung waren die Kupferplatten der Reichsdruckerei, die Noten in das Land warf. Müdigkeit, Alleinsein der wenigen, die Wahrheit sahen.

Im Dezember 1918 bekommt Schlageter seine Entlassung. Ein einfacher, mit der Schreibmaschine geschriebener Wisch, unterzeichnet vom Arbeiter- und Soldatenrat. Dies ist Ende und Dank für glühende Jugendjahre, die nichts anderes waren als Dienst, schwerer, ungeheuer schwerer und todestapferer Dienst am Vaterland. Abgebaut! Geh nach Hause! Das Gemeine hat über die Tapferen gesiegt.

Nun erst kehrt Schlageter in das Elternhaus zurück. Es ist alles fremd geworden. Selbst die alten Schwarzwaldberge sind nicht mehr so blau und leuchtend wie früher. Andere mögen jubeln, daß der Krieg zu Ende ist. Andere mögen Schnaps trinken und mit Mädchen karessieren. Man hat ein Leben gelebt, zwischen Hölle und Ruhm, ein Leben, dicht neben dem Tode, aber ein Leben, in dem Manneswert galt. Dies Kriegsbrot war hart oft, schimmlig und kaum zu essen, dies neue Brot der Heimat schmeckt viel bitterer.

Albert Schlageter, Leutnant a. D., der in fünf Jahren kaum ein Buch angerührt hatte, es sei denn ein militärisches Werk, sucht da anzuknüpfen, wo ihn 1914 der Ruf des Vaterlandes traf. Er läßt sich eintragen in der Universität Freiburg, er will jetzt Nationalökonomie studieren.

Mein Gott, wie eng sind die Hörsäle! Wie komisch sind die Professoren. Gute alte Leute . . . und draußen geht das Leben. Deutschland vergeht, Deutschland fiebert. An seinen Grenzen hausen freche Räuber.

„. . . die staatsrechtliche Idee der Römer, die wir heute untersuchen wollen, beruht darauf, daß seit den Zeiten Cäsars . . ." Schlageter meldete sich zum Freikorps Medem, das in Freiburg aufgestellt worden war.

*

II.

Der Bolschewismus stand vor den offenen Toren Deutschlands. Er war um diese Zeit der eigentliche Sieger des Weltkrieges. Die bolschewistischen Armeen, zum Teil wilde Horden, zum Teil schon gut ausgebildete und gut geführte rote Soldaten, marschierten. Mit ihnen marschierten Deutsche, Ungarn, Polen, Tschechen, verlorene Söhne aufgegebener Heimat, die an den Sowjetstern glaubten. Am wenigsten Widerstand mußte diese Welle in den baltischen Provinzen finden. Die Letten hatten das größte Kontingent der bolschewistischen Armeekommissare gestellt. Die lettischen Schützenbataillone waren die unbarmherzigen und siegreichen Vorkämpfer der Revolution in Petersburg und Moskau gewesen. Unter lettischen Kugeln waren Tausende von russischen Offizieren und „Burjuis" in Kiew und Rostow, in Charkow und Saratow gefallen. Diese lettischen Kerntruppen der Revolution strömten der Heimat zu. Und diese Heimat war inzwischen von deutschen Truppen so gut wie entblößt. Der Haß zwischen Letten und Deutschbalten war für die lettischen Kommissare weiterer Antrieb, gerade über diese Brücke den Stoß nach Ostpreußen zu tragen. Hier mußte die Fackel des Bolschewismus ganz hell und blutig rot leuchten. Zum sozialen Haß kam der nationale, zum Kommunismus der lettische Klassenhaß.

Estland wurde genommen. Auf dem alten deutschen Dom in Reval wehte die rote Fahne, durch die Straßen von Dorpat, der alten deutschen Universität, zogen die siegreichen roten Schützenbataillone.

Die Front war auseinandergefallen. Rette sich, wer kann war die Devise. Die Bolschewisten eroberten Maschinengewehre und Geschütze in einem Kriege, der nur noch Raubzug war. Riga wurde genommen, Mitau fiel, jetzt galt es noch, die dünne Linie bei Libau zu durchstoßen, und man stand am Ziel: der ostpreußischen Grenze.

Aus Finnland hatte General Graf von der Goltz seine

finnische Armee nach Libau hinübergeführt. Eine kleine, aber noch intakte Armee, die den ersten ernsten Widerstand leistete. Aber es war auszurechnen, wann sie von der Überzahl überrannt werden mußte. Mit Billigung und auf Bitte der deutschen Revolutionsregierung, die nun merkte, daß der Bolschewismus ihre Phrasenmacht stürzen würde, wurden freiwillige Verbände gebildet, um die Grenzen zu schützen. Es erschien der Aufruf der achten Armee, die um Hilfe bat. So bildeten sich Anfänge einer Armee, und die Abteilung von Medem, das Freikorps, dem Schlageter angehörte, stieß zu diesen Kämpfern.

Die lettische Regierung, das Kabinett Ulmanis, versprach — sie hatte ja nichts als Versprechungen zu geben — den Soldaten, die bereit waren, mit ihrem Leben den Boden Lettlands vor den Bolschewisten zu retten, Land. Die deutsch-baltischen Grundbesitzer traten zusammen und erklärten, freiwillig ein Drittel ihres Bodens den Kämpfern zur Ansiedlung zur Verfügung zu stellen.

Die siegreiche Entente, deren Truppen gegen die Bolschewisten, wie sich in Odessa und Sewastopol gezeigt hatte, nicht mehr zu verwenden waren, die siegreiche Entente, deren Bataillone vor zerlumpten roten Armeen rings am Schwarzen Meer geflüchtet waren, verlangte, daß Deutschland dem Bolschewismus entgegenträte. Die Politik der Entente war generell verlogen und gemein, von unübertroffenem Zynismus in ihrem Verhalten gegen die Kämpfer im Baltikum.

Aber Schlageter ging mit seiner Batterie nach Kurland, nicht, weil er glaubte, dort Haus und Hof zu finden. Er kannte das Land nicht, auf dessen Boden er kämpfen sollte. Er wollte seinem Vaterlande helfen, und glaubte, daß es möglich sei, dort oben, an der für ihn fremden und fernen Ostsee für sein Vaterland zu kämpfen.

Nun war wieder Krieg. Krieg in einem Land, dessen Gesicht deutsch war, dessen führende Kulturschicht in diesem Krieg für Deutschland schließlich alles geopfert hatte, Gold und Land, Blut und Leben. Es ist nicht

wahr, daß die Balten in ihrer deutschen Gesinnung geschwankt haben. Sobald es möglich war, traten ihre Söhne in die deutsche Armee, sobald es möglich war, opferten sie genau wie im deutschen Vaterlande Silber und Kupfer, Gold und Brillanten für die Heimat ihres Blutes.

Die Monate der Bolschewistenherrschaft in Riga sind ein sonderliches Kapitel in der Herrschaft der Bolschewisten überhaupt, vielleicht das grausamste. Nun hörten sie da an der Front vor Riga die furchtbaren Dinge, die über alles Deutsche in Livland und Kurland verhängt waren, das Schicksal der jungen Gräfin Keyserlingk, der Nichte des deutschen Dichters, die von Bolschewisten bis zum Tode vergewaltigt wurde, den Tod der Pastoren, das blutige Peitschen . . .

Riga muß genommen werden!

Am 20. Mai ging das badische Sturmbataillon und die Abteilung von Medem vor. Man vertraute auf die Wirkung eines Handstreiches, man vertraute auf den eigenen Geist, und wußte, daß ein Mordgesindel niemals lange Widerstand leisten könne gegen deutsche Soldaten.

Von der Mitauer Vorstadt führt die große Dünabrücke in das Herz von Riga. Die Abteilung Medem nahm die Mitauer Vorstadt. Dicht dahinter fuhr die Batterie Schlageter. Da lag die Brücke. Da drüben glänzten die hohen Türme von Riga. Diese wundervolle Stadtsilhouette, die allen Glanz deutschen Städtebildes in sich eint. Der schmale, seltsam gestufte Turm von Sankt Peter, Sankt Jakobi, und die wuchtige Linie des Rigaer Doms. Giebel schimmerten drüben, Giebel, von denen frech die rote Fahne des Unrechts wehte. Schlageter sah hinüber. Wie immer in solchen Augenblicken seines Lebens handelte er nach seinem starken und soldatischen Gefühl. Ganz ruhig gab er den Befehl: „Aufprotzen! Aufgesessen! Batterie marsch! Batterie Galopp!"

In wildem Galopp, Zügel verhängt, Spitzenreiter tief auf die Pferdehälse gebeugt, jagte die Batterie durch die

leeren Straßen der Vorstadt. Bolschewistische Patrouillen sprangen zur Seite, taumelten in die Häuser. Jetzt ist man an der Brücke. Bolschewistische Kompagnien sind im Anmarsch, grau entwickelt sich drüben Infanterie. Am Brückeneingang springt die Batterie Schlageter von den Protzen. Die Geschütze werden herumgedreht. Der erste Schuß sitzt in den dichten Kolonnen. Schuß auf Schuß, und wenn die Rohre glühen.

Drüben beginnt Panik. Rote Fahnen sinken. Auseinanderlaufende Haufen. Am Brückenende liegen hoch die Toten.

Jetzt haben sich die Banden drüben in den Häusern längs der Düna eingenistet. Die Maschinengewehre hämmern über den Strom, hämmern auf die Schutzschilder der Geschütze. Neue Reserven sind herangeholt worden. Die rote Armee hat begriffen, daß dieser Handstreich dem Schicksal von Riga gilt. Da reißt Schlageter selbst ein Geschütz in die Mitte der Brücke und feuert selbst über die Düna in die Masse, feuert in die Häuser. Das Rohr glüht, drüben wird es still. „Batterie Trab!" In diesem Augenblick donnern die Räder der Batterie Schlageter über die mächtige alte Dünabrücke, Infanterie rast hinterher. Das rechte Ufer der Düna ist genommen.

Straßenkampf in Riga. Schon haben deutsche Offiziere die Gefängnisse geöffnet. Den Pastor Eckhard vom Rigaer Dom findet man ermordet. Kurz vor dem Abzug, am 21. Mai, haben die Bolschewisten den alten Herrn, ehrfürchtigen Gottesmann und treuen Diener der Barmherzigkeit, erschossen. In seinem Schreibtisch fand man den Abschiedsbrief an seine Gemeinde. Hier ist er:

> „Sollte ich von meiner Gemeinde scheiden müssen, ohne ein Abschiedswort an sie richten zu können, dann gelte dieser Dank als solches Wort und die Mahnung, durch die Not der Zeit sich nicht von Gott abbringen, vielmehr sich mehr und mehr in die Arme des Himmlischen Vaters treiben zu lassen. Sollte ich um meines Zeugnisses willen in Gefangenschaft und Tod kommen, so helfe mir Gott, daß

ich auch in solchen Zeiten nicht schwach werde, vielmehr der Geist der ersten Zeugen auch in mir, dem Schwachen, lebendig sich zeige. Die Gemeinde aber möge auch ihrerseits immer festeren Bekennermut zeigen. Uns kann aus der Not der Zeit nur herausgeholfen werden, wenn, wie ich in meiner letzten Silvesterpredigt hervorheben konnte, die Bereitschaft, auch Märtyrer für die eigene Überzeugung zu werden, in der Gemeinde lebendig wird. Es kann nicht besser werden, solange die, welche sich Christen nennen, so entsetzlich nachgiebig sind und sich jeder Richtung beugen, die etwas rücksichtsloser ihre Ziele verfolgt. Wir wollen auch eine christliche Rücksichtslosigkeit dem entgegensetzen, — sonst wird das Christentum wie ein dumm gewordenes Salz von den Leuten zertreten. Die schönste Frucht meines pastoralen Wirkens wäre dieses, daß ich recht vielen meiner Gemeindeglieder vor Gottes Thron begegnen könnte, als solchen, die sich zu ihrem Gott bekannt vor den Menschen, auch unter schwersten Anfechtungen."

Schlageter war Katholik, die Stelle von dem Zeugnis des evangelischen Pfarrers hat er auswendig gewußt . . .

Die Freude der befreiten Stadt war rührend. Schlageter, sehr frommer Katholik, war nicht der Mann, der sich mit seinem Gott in der Kirche lange auseinandersetzen wollte. Den großen Befreiungsgottesdienst im Rigaer Dom machte er mit. Der alte deutsche Choral „Herrgott, Dir danken wir" brauste durch die Kirche. Der Pastor mußte seine Rede unterbrechen, weil das Weinen der Gemeinde hoch bis zur Kanzel schwoll.

Amerikanische Schiffe brachten Weizen, seit Monaten sahen die gequälten Einwohner Rigas wieder Brot, köstliches Weizenbrot.

*

Inzwischen verhandelte man in Versailles, inzwischen waren am 7. Mai die Friedensbedingungen der Alliierten dem Grafen Rantzau im Trianon-Hotel übergeben wor-

den. Die englische Welt glaubte nicht, daß Deutschland diese Bedingungen annehmen könne und werde. Polen suchte sich Westpreußen und Danzig, das es nach diesen Bedingungen erhalten sollte, vorweg zu nehmen. Deutschland hatte als Kampftruppen nichts als die paar Freikorps zur Verfügung, die oben im Baltikum fochten. Ein Teil wurde jetzt als Schutz gegen die polnische Grenze eingesetzt.

England verhandelte mit den Bolschewisten und sah die größere Gefahr in den deutschen Truppen, die angeblich die Küsten der baltischen See beherrschten. Man wählte das bewährte englische Prinzip. Die britischen Offiziere, die ihr Versprechen gegeben hatten, für die deutschen Formationen im Baltikum und die baltische Landeswehr einzutreten, wurden abgelöst. Englische Batterien standen hinter Wenden, englische Kanonenboote fuhren in die Düna ein. Die deutschen Kämpfer hatten ihre Schuldigkeit getan. Sie hatten den Vorstoß des Bolschewismus geschwächt, hatten Moskau für England verhandlungsbereit gemacht. Druck auf Berlin, die baltische Armee zurückzurufen.

Für die deutschen Abteilungen, die im Baltikum blieben, begann eine Zeit unerhörter Leiden. Letten gegen sie, Esten gegen sie, Litauer gegen sie. Herbst kam und Winter. Ohne Mäntel, in eisiger Kälte, fechtend, Quartier erobernd, hungernd, siegend, wo man siegen wollte, doch fast schon ohne Ziel.

Bei diesen Kämpfen, es ging darum, den Übergang über die Aa zu erzwingen, wird einer der Artilleristen von Schlageter verwundet. Der Mann sinkt vom Floß herunter und droht in dem starken Strom unterzugehen. Schlageter springt ihm nach und zieht ihn ans Land. Aber am Ufer drüben in den niedrigen Bäumen sitzt ein lettischer Scharfschütze und bringt Schlageter einen Steckschuß bei. Schlageter hat nur eine Sorge: „Sagt, Kinder, muß ich fort von meiner Batterie?“

Dann, in diesen Monaten, die nun folgen, werden sie Landsknechte.

Sie glauben nur noch an die Treffsicherheit ihrer Kanonen, und an das sichere Feuern ihrer Karabiner. Die Welt hat sie verlassen. In Weimar schreibt Erzberger in das Stammbuch des „Goldenen Ritters“: Erst tu dein Sach, dann trink und lach.“ In Versailles unterzeichnen Hermann Müller und Dr. Bell einen schändlichen Frieden.

Wo ist Ehre? Wo ist Glaube? Wo sind die Sterne, zu denen man emporsah? Hier im Bereich ihrer Geschütze waren sie Herren, Landsknechte deutschen Schicksals, gehetzt und verlästert, aber größer, tapferer und besser als die Phrasenreichen, die glaubten, mit dem Öle des Geschwätzes Unglück, Unehre und Elend glätten zu können.

Dies ist eine Szene aus der letzten Zeit der deutschen Legion. Schaulen, halb zerschossen im großen Krieg, immerhin noch Stadt, immerhin noch Möglichkeit, daß Dächer über Häuptern von Flüchtlingen waren. An der Bahn nach Tilsit. Baracken aus dem Weltkrieg. Aus allen baltischen Gütern waren die Balten, die Deutschen dorthin geflüchtet. Junge Mädchen, Greise, Mütter mit ihren Kindern, Heimatlose, deren Unglück war, daß ihre Eltern sie einmal mit deutschen Liedern zur Ruhe gesungen, mit deutschen Worten in das Leben geschickt hatten. Der billige Spott der baltischen Baroninnen, den eine verlogene Presse hochgebracht hatte ... ach, der armselige Spott von halben Kindern, die Karabiner trugen, die Ehre ihres Volkes, die Ehre ihrer Weiblichkeit vor lungernden Banden verteidigten . . .

Es gibt eine Schilderung eines Mitkämpfers aus diesen Tagen, von denen sonst geschwiegen wird. Ein Zug war von Schaulen losgelassen. Eine Bolschewistenbande überfiel den Zug, in dem „nur Balten“ saßen. Als die Angreifer erkannten, daß der Zug nicht von Militär besetzt war — nur auf dem letzten Wagen stand ein ausrangiertes Geschütz — kamen sie aus den Wäldern hervor. Mit wüstem Geheul liefen sie auf den Zug los, in dem die Wehrlosen saßen. Aber sie hatten sich geirrt, es waren noch ein paar Soldaten in den Wagen. Soldaten, die

gelernt hatten, daß ihr Gewehr das Letzte ist, was man weggeben darf. Schützenfeuer. Das Lumpengesindel stutzte. Dann schoß die Artillerie der Bolschewisten hinein in den Zug. Schreie der Angst, Jammer der Verwundeten. Ein einfacher Soldat der deutschen Legion schrie: „So geht das nicht, wir müssen an die Geschütze!" Die Balten waren niemals feige. Greise, Mädchen mit Gewehren, junge Frauen, die einen Karabiner gereicht bekamen, sprangen aus dem Zug. Aber wenn auch das Gesindel ausriß, die Artillerie der roten Armee schoß hinein in die Frauen und Kinder. Da nahm man das Geschütz aus dem letzten Wagen. Siebzehnjährige Mädchen trugen Munition, vierzehnjährige Knaben rissen die Lafette herum. Zwei verwundete Kanoniere aus der Batterie Schlageter, die dem Tode näher als dem Leben waren, richteten das Geschütz. Es gibt Wunder. Der dritte Schuß traf. Das Geschütz der Bolschewisten schwieg. „Aber neben dem Zuge kniete eine alte Dame mit weißen Haaren neben der Leiche ihres fünfundsiebzigjährigen Gatten, der beim Gegenangriff mit dem Karabiner in der Hand gefallen war. Ihre drei Söhne hatte ihr der erste Bolschewistenkrieg entrissen, ihre Tochter lag tot neben jenem Geschütz."

Am 13. Dezember 1919 überschritten die letzten Truppen der deutschen Legion mit schwarz-weiß-roten Fahnen die deutsche Grenze. Als sie Abschied nahmen, war dies ihr Aufruf, der in den Zeitungen Ostpreußens erschien:

„Ein Jahr lang haben die Truppen im Baltikum die bolschewistische Welle Ostpreußen ferngehalten. Jetzt kehren sie nach Deutschland zurück. Die deutsche Legion, die neben der Eisernen Division den Hauptbestandteil der aus Deutschen bestehenden Teile der russischen Westarmee bildete, steht unmittelbar an der Grenze. Wie bei jedem Rückmarsch hat sich auch dieses Mal ein Schwarm von nicht zur fechtenden Truppe gehörenden Leute vor der Front hergewälzt. Eine aus früheren Kriegen und vom November 1918 her bekannte, traurige Erscheinung. Die Legion hat mit diesen Glücksrittern

und Abenteurern nichts gemein. Sie besteht aus Männern, die in alter einfacher Soldatenart dem Vaterlande dienen und ehrlich sterben wollen. Die letzten Kämpfe und die Marschtage bei schlechter Witterung haben die Truppe äußerlich mitgenommen. Man lasse sich hierdurch nicht täuschen. Die Worte Friedrichs des Großen, die er einem General zurief, der von friedlicherem Kriegsschauplatze kommend, eine glänzend gekleidete Truppe in Parade vorführte, passen auch hier: „Meine Kerls sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen."

Wir kehren mit warmem deutschen Herzen in die Heimat zurück und hoffen, mit denselben Empfindungen aufgenommen zu werden."

Als einer der letzten geht Schlageter mit seiner Batterie aus dem Lande, das nun entdeutscht wird. Seit über tausend Jahren haben diese Städte, Riga, Mitau, Dorpat, Reval, deutsche Kultur, deutschen Namen und Glanz getragen. Auch wer ohne Sentimentalität auf die deutsche Kulturrechnung blickt, die dies Jahrhundert brachte, es ist dies ein sehr hoher Verlustposten, daß jahrtausendaltes Deutschtum dort verlöscht wurde.

Wie eine Fackel im Schlamm der Torheit und des Hasses.

III.

Major von Löwenfeld hatte die deutsche Legion, die letzte zusammengeschmolzene und zerkämpfte Schar über die deutsche Grenze zu den Quartieren bei Tilsit geführt. Die Batterie Schlageter, militärisch am festesten noch zusammengeschweißt, wurde geschlossen bei der dritten Marine-Brigade aufgenommen. Die Brigade gehörte noch nicht zur Reichswehr und stand im Grenzschutz in Oberschlesien. Weit auseinandergezogen deckte sie das Hinterland gegen die Versuche der Polen, mit Gewalt die unumstößliche Tatsache des polnischen Schlesiens zu schaffen. Der Kommandeur war Korvettenkapitän von

Löwenfeld, ein Bruder des letzten Führers der deutschen Legion.

Im Lager zu Lamsdorf bringt Schlageter seine Batterie wieder in Ordnung. Auch ein Teil seiner Leute hatte den Winterfeldzug ohne Mäntel in zerrissenen Schuhen mitmachen müssen. Ihm kam der Gedanke, daß jetzt, nachdem er sah, wie Treue und Kampf für das Vaterland in dem neuen Deutschland belohnt wurde, wieder nach Freiburg zurückzukehren und weiter zu studieren. Aber im Grunde konnte er um diese Zeit schon nicht mehr in der Enge mühseligen Brotstudiums leben. Er war jetzt wieder Jahre im Krieg gewesen, hatte die Mitte der Zwanzig überschritten, hatte erlebt, was Mannesmut und Manneswort unter Kameraden galt. Wie sollte dieser glühende Mensch seine mächtige Soldatenfigur zwischen die blassen Neunzehnjährigen auf den Hörbänken drängen? Vielleicht — er hatte ja Energie, wäre es gegangen, aber da waren die anderen, die Batterie Schlageter, die in tausend todesschweren Stunden alles für den Führer getan hatten. Er kannte jedes Gesicht, er wußte um jedes Schicksal. Man gehörte zusammen „auf Gedeih und Verderben, auf Leben und Sterben", wie das alte Lied hinter den Trommeln klang.

Die Brigade Löwenfeld wurde im Ruhrgebiet eingesetzt. Mit russischem Geld war dort der Bürgerkrieg zu wirklicher Flamme geworden. Rote Truppen, rote Ambulanzen, ein roter Stab. Bürgerkrieg. Arme, verhetzte Menschen, die an die Macht und Wahrheit der Worte dieser bedenkenlosen Agitatoren glaubten, wollten das unsägliche Unglück Rußlands über Deutschland heraufbeschwören.

Die Brigade Löwenfeld tat ihre Pflicht. Es war eigentlich selbstverständlich, daß gegen diese stahlharten, wahren Soldaten der Pöbel der Städte und die verführten Mitläufer nicht standhalten konnten. Trotzdem, ein schwerer Kampf. Ein Kampf, in dem nicht nur Deutschland brennt, sondern das Herz.

Bei diesem Vormarsch hat Schlageter kein Wort ge-

sprochen. Durchmarsch durch öde Heideflächen mit großen westfälischen Bauernhäusern dazwischen. Am Horizont wie Runen eines ungeheuren Geschehens Fabrikschlote und Esse an Esse. Kein Krieg, eine harte und schwere Pflicht.

Es gibt da eine Episode, wie Schlageter ein Gefecht entscheidet. Mit seinen Geschützen im Galopp durch Straßengraben vor. Schlageter neben dem ersten Geschütz.

Er hat vielleicht damals hinter Boltrup, Gladbeck das Herz des Widerstandes zerbrochen, er hat nie viel davon gesprochen.

Bürgerkrieg. Seine Lippen waren schmal wie zwei Sicheln, wenn er je davon sprach.

Als die Auflösung der Brigade im Sommer im Sennelager durchgeführt wurde, blieb Schlageter mit den Leuten seiner Batterie zusammen. Er bemühte sich um Arbeit und erhielt eine Anzahl Stellen für Landarbeiter in Ostpreußen und Pommern zugewiesen. Auf einem größeren Gute, wo die Mehrzahl seiner Leute arbeitete, bekam er einen Posten als eine Art „besserer Vorarbeiter", wie er es selbst genannt hat. Nach der Ernte aber wurde die ganze Kolonne entlassen. Der Winter kam früh in diesem Jahr, und Schlageter nahm in Königsberg mit seinen Leuten Arbeit an als — Schneeschipperkolonne. Er brachte sogar in diesem Winter eine Art grimmigen Humors auf, wenn er Wegearbeiten beaufsichtigte oder auch selbst den Spaten in den Schnee stieß. Für die Frühlingsbestellung hatten alle seine Leute in geschlossener Gruppe schon wieder Arbeit in Aussicht.

*

Im Februar des Jahres 1920 übernahm General Le Rond mit seinen französischen Bataillonen die Herrschaft über das deutsche Oberschlesien. Das Land verlor von diesem Augenblick an seinen Namen. Es hieß „Territoire Plebiscite de la Haute Silesie" und es verlor sein Recht; die Interalliierte Kommission in Oppeln regierte.

Französische Formationen bezogen in allen wichtigen Ortschaften Quartier; daneben Italiener, die in der

Hauptsache aus den italienischen Alpenregimentern genommen waren, und englische Offiziere und Kommissare.

Jetzt war die Erntezeit für Korfanty, dem ehemaligen deutschen Abgeordneten und dem Leiter des Kampfes für ein polnisches Oberschlesien, gekommen. Die polnische Regierung versah ihn mit ganz außerordentlich hohen Geldmitteln.

Er errichtete im Hotel Lomnitz in Beuthen sein Hauptquartier und richtete an allen größeren Orten Oberschlesiens Unterkommissariate ein.

Korfanty war Meister darin, den Krieg im Dunkeln zu organisieren. Agenten und Spitzel belauerten jedes deutsche Wort im Abstimmungsgebiet. Polnische Hetzblätter schossen aus dem Boden wie Pilze in regenfeuchten Sommern. Ein ganzes System von Lügen wurde aufgebaut.

In Oppeln aber saß General Le Rond, entschlossen, jedes polnische Spiel mitzuspielen, entschlossen, die Gerechtigkeit zu einer Dirne zu machen.

Man ging systematisch vor. Die deutsche Polizei wurde aufgelöst. An ihre Stelle trat die Abstimmungspolizei — die Apo —, die angeblich paritätisch zusammengesetzt sein sollte. Aber der Sokol-Ausweis genügte für die Anwerbung der polnischen Mannschaften und Offiziere, die schon dadurch ein selbstverständliches Übergewicht hatten, daß sie sich in jedem Augenblick auf die Macht der französischen Bajonette stützen konnten.

Deutsche Post- und Eisenbahnbeamte, die nicht in Oberschlesien geboren waren, erhielten den Abschied und wurden durch polnische Beamte ersetzt.

Es gab zwei Grenzen für das unglückliche Land. Die Demarkationslinie gegen das unbesetzte Deutschland und die alte deutsch-polnische Grenze. An der Demarkationslinie standen bald an allen wichtigen Chausseen, Wegen und Übergängen französische Posten, die ihre Instruktion, das Land abzuschnüren, auf das genaueste befolgten. Die Grenze nach Polen aber blieb so gut wie offen. Waffentransporte und ganze Trupps der Polska Organisacija

Wojenna (P. O. W.) der polnischen Insurgentenorganisation, gingen jederzeit ungehindert über die Grenze, die zu den entscheidenden Zeiten überhaupt kaum noch vorhanden war.

Diese polnischen Stoßtrupps drangen mit Messern und Gummiknüppeln in deutsche Versammlungen. Führer des Deutschtums wurden auf offener Straße erschossen oder viehisch mißhandelt. Bewußt setzte Korfanty die Wirkung des Terrors in seine Rechnung ein. Handgranatenattentate, Bombenwürfe, Überfälle . . . die deutsche Bevölkerung sollte nicht wagen, auch nur an die Möglichkeit zu denken, ihre Stimme zu erheben. Es war oft für die angegriffenen Deutschen nicht einmal möglich, sich des Mordgesindels zu erwehren, denn im Augenblick, da solche Selbstwehr einsetzte, erschien französische Militärpolizei und verhaftete — den Deutschen.

Die Gefängnisse in Oppeln und Kosel, die unter französische Verwaltung gestellt wurden, füllten sich mit Opfern französischer Justiz.

So beherrschte die Bojowka Polska, die Kampforganisation Korfantys, Stadt und Land. Die organisierte Herrschaft des Banditentums fand die deutsche Bevölkerung ohne fremde Hilfe, fast ohne Organisation und ohne Möglichkeit der Abwehr.

Krieg im Dunkeln. Schlageter stellte, als er darum gebeten wurde, sich einer kleinen Gruppe zu allem entschlossener Leute unter Führung des Freikorpsführers Heinz Hauenstein zur Verfügung. Diese Gruppe nahm den Kampf gegen Korfantys Terror auf. Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Die Gruppe arbeitete mit den Mitteln und nach den Regeln einer Geheimorganisation. Falsche Namen, falsche Ausweise, wechselnde Stichworte. Krieg im Dunkeln.

Der Einsatz von Mut, von Entschlossenheit und von Entsagung für solchen Kampf ist vielleicht noch größer, als wenn die Uniform die Ehre des Kämpfers deckt und ein Rest von kriegerischen Gesetzen, der auf beiden Seiten anerkannt wird, das Portepee schützt. Man trägt harten

Entschluß in der Brust, aber darüber die Uniform des Geschäftsreisenden . . .

Es war merkwürdig, welche Aufmerksamkeit ein harmloser Geschäftsmann, der soeben die Bahnhofshalle in Beuthen verließ, unter den umherstehenden fragwürdigen Gestalten erregte. Da standen im grauen Licht der Halle ein paar Gruppen zusammen. Gesichter, in denen Frechheit und Laster Zeichen geritzt hatte. Nagelneue Gamaschen, nagelneue Sportmützen, die in den Nacken geschoben waren. Um den Hals lange schwere Wollschals. Der eine oder andere sah in ein schmieriges Notizbuch. Es waren die Bahnhofsposten der Bojowka Polska. Der Geschäftsreisende, der da mit seinem Köfferchen aus dem Zuge stieg, sollte ein deutscher Stoßtruppführer sein, der den Spitznamen „Heinz" trug. Gestern hatte eine Agentin aus Breslau nach dem Hotel Lomnitz angerufen, daß dieser Heinz, ein ehemaliger deutscher Offizier, wahrscheinlich nach Beuthen kommen würde.

Der Reisende schlenderte, ohne scheinbar viel auf die Beobachter zu achten, mit seinem Musterköfferchen die Kaiserstraße hinunter und trat in das Café Hindenburg. In einer Ecke, von der aus er das ganze Lokal übersehen konnte, ließ er sich nieder. Die Leute mit den neuen Gamaschen traten zu zweien und dreien auch in den Raum und besetzten die Plätze in seiner Nähe. Den Reisenden schien das nicht sehr zu stören, er summte die Operettenschlager mit, die man in Beuthen noch für modern hielt. „Die Mädels, die Mädels, die Mädels vom Chantant, die nehmen die Liebe nicht so tragisch." Nur ein besser als die polnischen Stoßtrüppler ausgebildeter Beobachter hätte bemerken können, daß er hin und wieder mit mehreren jungen Herren, die im Hintergrund des Lokales saßen, Blicke wechselte. Plötzlich zahlte der Mann und ging. Er hatte das Geld genau abgezählt in der Hand. Erregt riefen die Bojowka-Leute nach dem Kellner. Der Reisende hatte das Lokal aber schon längst verlassen und folgte schnellen Schrittes einem jungen blonden Manne, der helle, wache Augen im Gesicht hatte. Der führte ihn durch eine

Seitenstraße in ein Bierlokal, wußte einen zweiten Ausgang, stand wieder mit ihm auf einem Seitengäßchen und verschwand mit ihm im Hinterstübchen einer kleinen deutschen Weinstube.

Schlageter drückte die Hand von Heinz. „Die Genossen wären wir los! Ich glaube ja nicht, daß die Kerle im Café mit Schießereien angefangen hätten, aber ihre Hände waren so verdammt verdächtig oft in den Rocktaschen."

„Was gibt es Neues, Schlageter?"

„Hier sind ein paar Photos von den wichtigsten Briefen, die aus dem Hotel Lomnitz im Laufe dieser Woche an die Unterkommissariate abgegangen sind. Sie stammen von Wilhelm, dem polnischen Kurier. Wüster Lümmel übrigens, riecht auf drei Meter gegen den Wind nach Schnaps. Aber ich glaube, die Sachen sind wichtig."

„Natürlich, Schlageter, sind die Sachen wichtig. Man muß nur aufpassen, daß der Mann nicht nach beiden Seiten arbeitet."

Schlageter lächelte. „Er wird sich hüten, er bekommt deutsche Mark und lebt in der Furcht des Herrn ... Was gibt es sonst noch?"

Schlageter straffte die Haltung wie früher zu einem militärischen Rapport. „Die Angelegenheit Theophil Kupka ist inzwischen aufgeklärt. Ich fasse zusammen: Theophil Kupka war lange Zeit engster Mitarbeiter Korfantys. Durch dauernde Einstellung von Kongreßpolen in die Plebiszitabteilung hatte er jedoch den Eindruck, daß er zurückgesetzt würde. Er gründete einen Bund Oberschlesischer Plebiszitbeamter mit der Losung „Oberschlesien den Oberschlesiern. Aus dem Lande mit den Kongreßpolen!" In dieser Beziehung jedoch verstand Korfanty keinen Spaß. Kupka sollte in ein Auto geworfen und nach Sosnovice hinübergebracht werden. Aber im letzten Augenblick rettete er sich. Er gründete nun — jetzt nahm er deutsche Hilfe an — in Beuthen die Zeitung, die Sie ja kennen, „Wola Ludu" — „Volkswille" — in der er die interessantesten Dinge über Kor-

fanty veröffentlichte. Seitdem stand neben seinem Namen ein Kreuz in den Listen Korfantys. Vorgestern nachmittag verlangten zwei Leute, die wie Handwerker aussahen, ihn in seiner Wohnung zu sprechen. Seine Frau rief ihn auf den Flur hinaus. Kaum hatte er die Tür seines Arbeitszimmers geschlossen, da krachten drei Schüsse. Er brach tot zusammen. Wirrwarr, wie Sie sich vorstellen können, Heinz! Die Schweinehunde konnten in dem Schlamassel entfliehen, natürlich zum Lomnitz-Hotel. Dort stand ein Auto fertig und hat sie bei Eichenau über die Grenze gebracht. Wie feststeht, hat Korfanty persönlich unter Zusicherung von Offizierstellen in der polnischen Armee den Auftrag erteilt! Na, muß 'ne feine Armee sein!"

Inzwischen sitzen andere Angehörige der Organisation an dem kleinen Tisch. Einer berichtet: „Gestern in Kattowitz hätte man Schlageter und mich fast geschnappt. Wir zwei sitzen seelenvergnügt im Wartesaal dritter Klasse, als auf einmal sämtliche Ausgänge durch französisches Militär abgesperrt werden. Durchsuchung nach Waffen! Jeder Reisende wird von oben bis unten nach Waffen abgetastet. Schöne Geschichte! Wir hatten natürlich unsere Armeerevolver bei uns! Da legt Schlageter seine Sportmütze auf den Schoß, praktiziert den Revolver aus der Tasche und schiebt ihn unter die Mütze. Dann schiebt er beides ruhig auf den Tisch. Weiß Gott, blöde Situation, aber ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, als ich es ihm nachmachte. Da stand auch schon ein französischer Unteroffizier vor uns. Er muß Burgundertrinker gewesen sein. Er hatte den Typus von gewissen Etappenmajoren. Er tat sehr energisch. Übrigens sprach das Biest leidlich deutsch. „Sie haben keine Waffen bei sich?" „Nein, das ist mir zu gefährlich!" „Wo ist Ihr Gepäck?" Sorgfältig durchsuchten sie unseren armseligen Musterkoffer. Sie fanden natürlich nichts. Der Mann mit der Burgundernase sah Schlageter noch einen Augenblick durchdringend an. Albert aber verzog nicht einmal das Gesicht. Die Mützen auf dem Tisch

hatten natürlich für die Leute kein Interesse. Immerhin waren wir etwas erleichtert, nicht wahr, Schlageter, als wir unsere Revolver wieder in der Tasche hatten."

*

Mitten im Abstimmungsgebiet liegt das Städtchen Kosel. Hier haben die Franzosen das zweite interalliierte Gefängnis eingerichtet. Vom Zentrum der interalliierten Truppen scheint es ausgeschlossen, eine Flucht zu wagen. Aus dem überfüllten Gefängnis von Oppeln, in dem sie wochenlang auf ihre Aburteilung warten mußten, wurden die deutschen Oberschlesier, für die in der Hauptsache diese Gefängnisse geschaffen waren, nach dem Urteil nach Kosel abtransportiert, meist zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt. Von Kosel sollten die Verurteilten dann in geschlossenen Transporten in französische Zuchthäuser abgeschoben werden. Im Ort war ein Bataillon italienischer Alpini und eine Hundertschaft Apo stationiert.

Siebzehn junge Deutsche waren Ende Februar 1921 in dies Gefängnis eingeliefert worden. Jeder von ihnen hatte nur seine Pflicht gegenüber dem Vaterlande getan. Keiner von ihnen hatte eine ehrenrührige Handlung begangen. Aber ... in der Mantelnote, die den Vertrag von Versailles begleitet, befindet sich der Satz, der auf Deutschland Bezug haben soll, daß die Preußen ihre Untertanen mit der Lehre vertraut gemacht hätten, „daß in den internationalen Verwicklungen Gewalt Recht heißt". Die Franzosen wollten beweisen, daß die Schamlosigkeit ihrer Nation nicht fremd sei. Dieser Satz, der in der Tat in der Mantelnote des Vertrages steht, wurde das Gesetz, nach welchem alles Deutsche in der Welt behandelt wurde. Diese siebzehn jungen Leute hatten alle langjährige Zuchthausstrafen von diesem famosen Gerichte in Oppeln erhalten. Sie hatten alle das Verbrechen begangen, ihr Vaterland zu lieben und Ehre im Leibe zu haben.

Die Lage dieser siebzehn Menschen war hoffnungslos eigentlich. Sie wußten, daß die deutsche Regierung

machtlos und willenlos war. Diese Regierung, die von Phrasen lebte, konnte nicht verhindern, daß diese ungerecht verurteilten deutschen Oberschlesier vielleicht schon in ein paar Tagen quer durch Deutschland, ihr Vaterland, in französische Kerker gebracht wurden. Vielleicht drohte ihnen die Hölle von Cayenne. Hatte man sie vergessen? Gab es keine Männer in Deutschland mehr? Man hofft bis zum Tode. Diese waren jung. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß es ein Land gibt, das nichts für die tun kann, die aus zu großer Liebe am Vaterlande gefrevelt haben.

Als ein später Nachmittag in frühen Abend überging, trafen im „Deutschen Haus" in Kosel mehrere Herren im Auto ein. Sie forderten Garage für den Wagen und begaben sich in die Stadt. Einer der Herren kam bald mit einem Apo-Wachtmeister zurück und unterhielt sich lange Zeit flüsternd mit ihm in einer stillen Ecke des Hotels. „Also abgemacht! Heute um ein Uhr, wenn wir am ersten Tor schließen, öffnen Sie uns das innere Tor. Alles weitere ergibt sich dann von selbst. Müssen Sie morgen fliehen, Sie wissen, in Breslau gibt es Unterkunft und Arbeit für Sie. Hauptsache: Maul halten. Schweigen ist hier die Seele vom Buttergeschäft!"

„In Ordnung, Herr Oberleutnant. Habe die ganze Apo mit ihrer Gesinnungsschnüffelei satt. Außerdem habe ich mein E. K. I. Erwischt man mich morgen, läßt es sich nicht ändern. Wenn nicht, na, dann wiederholen wir die Sache bei der nächsten Sammlung. Hier sind die Schlüssel zum äußeren Tor. Punkt ein Uhr beginnt mein Dienst."

Händedruck. „Die armen Kerls in ihren Zellen werden Ihnen für ihr Leben dankbar sein. Also ..."

Ein Blick, nochmal ein Händedruck.

Man vermied für den Abend das Hotel, nur der Chauffeur mußte im „Deutschen Haus" bleiben. Er hatte eben seelenvergnügt sein Abendessen zu sich genommen, als ein französischer Beamter in Begleitung mehrerer Italiener ins Lokal trat und sofort auf ihn zuschritt.

„Ihren Paß, bitte!“

„Hier!“

„Sie heißen Winkler? Der Paß scheint in Ordnung zu sein. Haben Sie Waffen bei sich?“

„Nein!“

„Sie sind im Auto hier, was wollen Sie in Kosel?“

„Ich habe keine Ahnung, ich bin ja nur Chauffeur. Soviel ich weiß, wollte mein Herr hier etwas kaufen.“

„Wer ist Ihr Herr?“

„Ein Herr Silber aus Breslau. Ich glaube, er will hier um ein Grundstück handeln. Genau kann ich es nicht sagen.“

„Stehn Sie auf, führen Sie uns zum Wagen.“

Ruhig führte Winkler sie auf den Hof, dort untersuchte man den Wagen in allen Teilen. Als die Hintersitze herausgerissen werden, stoßen die Italiener aufgeregte Rufe aus. Sie benehmen sich wie die Irrsinnigen. Ihre Hände erzählen ganze Romane.

Im Kasten liegen still und friedlich zwei schußfertige Maschinenpistolen. Winkler erklärt, er heiße Winkler und wisse von nichts. Man stößt ihn auf den Chauffeursitz, und mit vorgehaltenem Revolver wird er gezwungen, zum Quartier der Italiener zu fahren. Dort stellt man den Wagen in den Hof und Winkler in eine Ecke der Wachtstube. Hier stand er stundenlang, schließlich vor Erschöpfung am ganzen Körper zitternd, bis ihm ein sizilianischer Korporal erlaubte, sich zu setzen.

Inzwischen schlichen kurz vor ein Uhr nachts ein paar Gestalten durch den dunkelblauen Schatten vor dem Koseler Gefängnistor. Es ist ganz still. Nur der Wind greift über das Dach und singt ganz leise in den schwarzen Drähten des Telephons. In der Stadt, man hört es bis hierher, gröhlen ein paar Betrunkene. Irgendwo bellt wie rasend ein Hund. Das Schloß schnappt, und leise kreischend öffnet sich das Gefängnistor. Schnell verschwinden die Gestalten. Im Innern des Gefängnisses öffnet sich geräuschlos das zweite Tor. Ganz leise Zurufe. Mit entsicherten Revolvern eilen die Befreier die

Gänge entlang. Der Gefängnisaufseher, der nicht eingeweiht ist, schläft wie ein Bär. Man hat nur nötig, ihn in seiner Zelle einzuschließen. Im ersten Stock ist der französische Gefängnisleiter untergebracht. Kaminski, einer der deutschen Gruppe, eilt lautlos nach dort. Unterdessen sind die andern in die Schreiberei gegangen und haben aus den Büchern die Zellennummern der deutschen Gefangenen festgestellt.

Noch versucht man, Komödie zu spielen, falls unberufenes Ohr etwas hören sollte.

„Fertigmachen zum Transport nach Metz!" Entsetzt fahren die Schläfer in die Höhe.

„Nach Breslau", flüstert es ganz leise hinterher. Blitzschnell ist alles von den Pritschen herunter. Halb angezogen taumeln sie heraus auf den Gang. Ihre Haare sind verwirrt wie ihre Gedanken. Mit offener Hemdbrust, groß aufgerissenen Augen stehen sie da.

Kaminski hat währenddessen leise die Tür zum Schlafraum des französischen Kommandanten geöffnet. In der einen Hand den Revolver, in der anderen die Blendlaterne, so schleicht er sich in das stockdunkle Zimmer. Da gibt es Bewegung in der Ecke, wo das Bett stehen wird.

«Que voulez-vous?»

Mit einem Sprunge ist Kaminski am Ende des Zimmers, und im grell aufblitzenden Scheinwerferkegel erscheint der jäh aus den Kissen in die Höhe gefahrene Franzose. Geblendet vom grellen Licht hält er die Hand vor die Augen.

«Sacre nom de dieu!»

Als er die Hand von den Augen läßt, blickt er in den Lauf eines Revolvers. Sein eigener liegt schußbereit neben ihm auf dem Stuhl, aber ein Knacken, das man nicht mißverstehen kann, veranlaßt ihn, langsam die Hände nach oben zu heben.

«Pardon, pardon! J'ai des enfants. Mille pardon!»

„Reg' dich nicht auf und sei ruhig, Junge, sonst ..."

Die Revolvermündung kommt wieder peinlich nah.

Jetzt kommt einer der Befreier von unten und hält ein paar kräftige Stricke in der Hand. Wortlos wird der französische Kommissar mit Armen und Beinen kunstgerecht am Bett festgebunden. Man gibt ihm einen leichten Knebel in den Mund. „Damit du nicht in Versuchung kommst, mein Junge!"

Kaminski nimmt den Dienstrevolver des Kommissars, um ihn zu sichern. Plötzlich kracht ein Schuß, der in den Gängen des Gefängnisses ein hallendes Echo findet. Der Revolver war von selbst losgegangen.

Jetzt war jede Vorsicht vergebens. Alles eilte dem Ausgange zu. Einer der Verurteilten war schwer kriegsverletzt. Er mußte abwechselnd getragen werden. Gott sei Dank, die Straße ist noch frei!

„Die Buchenallee hinunter nach dem Friedhof! Da sind die Autos!"

Man kann keine Rücksicht mehr nehmen. Laut hallen die flüchtigen Schritte durch die stockdunkle Nacht.

Am Friedhof stehen nur zwei Autos.

„Wo sind die anderen Wagen? Fünf sind doch heute aus Breslau abgefahren! Wo ist Winkler? Halloh, Winkler! Der war doch mit seinem Wagen schon in Kosel! Hat der Kerl etwa die Zeit verschlafen?"

Alles läuft erregt durcheinander. Da ertönt hart, scharf die Stimme des Gruppenführers. „Das nützt nun nichts mehr. Wir müssen die Wagen eben ihrem Schicksal überlassen. Hier sind Waffen. Zunächst allen Befreiten einen Revolver. Ihr werdet ja Eure Freiheit schon zu verteidigen wissen. Und nun los. Jeder Wagen bricht durch, so gut er kann. Die Wegesicherung über Oberglogau hat Schlageter mit seinen Leuten übernommen. Ist Oberglogau oder die Grenze vor uns alarmiert, so benachrichtigt uns Schlageter durch Radfahrer. Das geht in Ordnung. Gute Fahrt! Abfahren!"

Schnell verteilen sich die vierundzwanzig Mann auf die zwei Wagen. Sie liegen kreuz und quer im Innern. Ein paar Mann stehen mit gezogenen Revolvern auf den Trittbrettern. Die Motore springen an. Schon jagen die

Wagen durch die Nacht. Baumreihen fliegen vorüber. Dunkle Dörfer, Wegkreuzungen. Vorüber. Ab und zu taucht aus dem Scheinwerferlicht am Straßenrand ein Radfahrer auf. Er hebt drei Finger der Hand und gibt das Zeichen für freie Fahrt. Schlageter ist auf dem Posten.

Die Autos nähern sich Oberglogau. Wird man noch durchkommen? Das erste Auto mit siebzigpferdigem Motor hat einen Vorsprung. Brausend schießt der Wagen durch die menschenleeren Straßen. Kurz vor dem Marktplatz stellt sich eine Apo-Patrouille in den Weg. „Vollgas weiter!" Rücksichtslos jagt der Wagen mitten unter die Posten, daß sie entsetzt zur Seite springen. Aus dem vorbeisausenden Wagen ruft einer den Beamten zu, um sie irrezuführen: „Haben Sie vor uns nicht ein Auto gesehen?" Aber schon ist der mitternächtliche Spuk vorbei. Die Apos trillern auf den Polizeipfeifen. Alarm. Von allen Seiten Patrouillen. Das zweite Auto kommt, merkt schon die Bewegung in Oberglogau, wendet kurz vor der Einfahrt ab und schlägt den Umweg über Blaschwitz und Alt-Zülz ein.

An der Landstraße Obersdorf-Zülz stehen die Grenzposten. Als im Scheinwerferlicht des ersten Wagens die deutschen Grenzschranken auftauchen, stimmt einer der befreiten Gefangenen die Wacht am Rhein an. Auf einmal bricht das Lied wie ein Fanal aus dem dahinjagenden Auto. Dunkle Felder und Einsamkeit umher. Ganz fern im Osten schon blaßgelber Himmel.

„Der Schwur erklingt, die Woge rinnt ..."

Der französische Kontrolleur denkt, die wilde Jagd fahre vorüber. Er schließt die Tür seines Häuschens zu. Schranke hoch. Man ist in Deutschland, das auch nicht frei ist, aber wenigstens nicht in der Gewalt französischer Bajonette.

Zehn Minuten später überschreitet auch das zweite Auto die Demarkationslinie.

Die Befreiung war gelungen, doch fehlten noch drei Autos mit ihren Führern. Zwei Wagen treffen im ersten

Morgengrauen ein, sie hatten Pannen gehabt und waren zu spät am Sammelplatz eingetroffen.

Ernst blieb nur noch das Schicksal Winklers. Man war entschlossen, ihn nicht im Stich zu lassen. Er saß noch immer in Kosel. Gegen drei Uhr nachts wurde er unsanft geweckt. Müde war er auf seinem Stuhl in der Wachtstube eingeschlummert. Wilde Jagd raste in das Zimmer. Draußen heulten Sirenen. Italienische Alpinis stürzten halb angezogen in die Wachtstube, griffen nach ihren Waffen und verschwanden. Ein Trompeter blies aufgeregt Signale. Winkler wußte, warum.

Ein italienischer Offizier trat herein. „Machen Sie Ihren Wagen fertig, Sie müssen uns sofort fahren!"

Winkler war gar nicht abgeneigt. Müdigkeit war verschwunden, frisch saß er am Steuer. Der italienische Offizier setzte sich neben ihn und legte den entsicherten Revolver auf die Knie. Die Rücksitze nahmen zwei Apo-Beamte ein. „Los! Richtung Oberglogau. Aber Vollgas!"

„Verdammt", dachte Winkler, „das ist ausgerechnet der richtige Weg! Erstens muß man langsam fahren. Überhaupt! Außerdem schießen unsere Leute uns ohne Zögern eine Volladung Kugeln in den Wagen, wenn wir ihnen zu nahe kommen. Also, wozu ist man Chauffeur? Ein Chauffeur hat immer recht." Ab und zu versagte die Benzinzuführung. Ab und zu versagte der Motor. Ab und zu versagte die Zündung. Ab und zu war die Steuerung kaputt.

Der Leutnant fluchte in sämtlichen Sprachen der Welt. Aber auch ein italienischer Versaglierileutnant, mein Gott, ein italienischer Versaglierileutnant ist machtlos gegen einen Chauffeur und seinen Motor! Das Auto ging eben nicht. Mit der notwendigen Verspätung traf man an der Demarkationslinie ein. Die Flüchtlinge waren selbstverständlich längst in Sicherheit. Am Grenzübergang standen bereits alarmierte italienische Truppen. Der Leutnant stieg mit einem Apo-Beamten ab. Der andere Beamte blieb zur Bewachung bei Winkler. Plötzlich hörte der hinter sich flüstern: „Mensch, hau' ab!"

Erstaunt sah Winkler sich um und erkannte den Wachtmeister, der den Schlüssel gegeben hatte. Es war nicht nötig, mehr zu Winkler zu sagen. Er tat, als ob er den Wagen umlenken wolle, ließ den schweren Motor anspringen, schaltete plötzlich auf höchste Geschwindigkeit und fegte mit einem Ruck ab, auf deutsches Gebiet hinüber.

Die paar Kugeln, die von den überraschten Italienern nachgesandt wurden, schadeten nichts mehr. Sogar die beiden Maschinenpistolen lagen noch friedlich und wohlverwahrt hinten im Wagen.

Nicht alle Unternehmungen waren so glücklich. Bitter traurig erging es zwei anderen Angehörigen der Gruppe. Der kleine Bürkner und die Agentia Lucie X hatten sich in Myslowitz eingelebt und glänzende Verbindungen zur P. O. W. angeknüpft. Lucie X war die Tochter eines hohen Beamten und hatte sich aus glühender Vaterlandsliebe in den Dienst der Sache gestellt. Sie war eine kleine, zarte Person mit lebhaften, klugen Augen und sprach fließend polnisch. Die Nachrichten der beiden waren wichtig und zuverlässig.

Eines Tages sitzen sie gemeinsam bei der Arbeit, als die Tür aufgerissen wird und ein paar wüste, nach Alkohol duftende Kerls hereinstürzen:

„Verflucht pieruna! Ihr seid verhaftet! Euch verdammten Schweinen werden wir das Spionieren schon abgewöhnen!"

Lucie, die den Mund zu einer erstaunten Frage öffnen will, erhält eine Ohrfeige, daß sie gegen einen Schrank taumelt. Dann werden ihnen in rohester Weise die Hände auf den Rücken gebunden, und mit Rippenstößen werden sie die Treppe hinunterbefördert. Unten vor dem Haus steht ein Auto. Leute sehen erstaunt und entrüstet dem Vorgange zu. Aber keiner getraut sich zu helfen. Die Bojowka holt sich neue Opfer. Ein Apo-Beamter, der zufällig vorbeikommt, verschwindet schleunigst in einem Hauseingang.

Wie zwei Säcke werden die beiden in das Auto geworfen und in rasender Fahrt geht es nach Eichenau. Dort

führt man sie in ein Büro. Der Führer, ein polnischer Offizier, beginnt das Verhör. Im Hintergrunde stehen wilde Gesellen, die in nicht mißzuverstehender Weise mit Knüppeln drohen.

„Sie sind beide der Spionage gegen Polen angeklagt! Gestehen Sie?"

„Das ist ja ganz ausgeschlossen", ruft Bürkner. Aber da nähern sich schon aus dem Hintergrunde ein paar Kerls, packen den sich Wehrenden und ziehen ihn über einen bereitstehenden Tisch.

„Den verdammtem Pierum wollen wir's beibringen!" Und wie auf Kommando schlagen sie mit Gummi- und Holzknüppeln, Ledergurten und so weiter auf ihn los. Bürkner brüllt und versucht, sich zu wehren. Ein Schlag über den Kopf läßt ihn verstummen. Die gefühllosen Burschen legen ihn auf den Rücken und begießen sein Gesicht mit Wasser. Als er wieder zu sich kommt, hagelt es von neuem fürchterliche Schläge, von höhnischen polnischen Flüchen begleitet. Der polnische Offizier sieht ruhig zu und wirft nur ab und zu prüfende Blicke auf Lucie, die sich entsetzt abgewandt hat und weint.

„Gestehen Sie nun?"

„Ich kann nichts gestehen!"

„Dann wird es Ihnen genau so gehn wie dem da!"

„Um Gottes willen! Barmherzigkeit! Aber ich kann wirklich nichts gestehn."

„Verdammte deutsche Kröte! Dir werden wir's beibringen! Der da hat genug, jetzt kommt die hier dran!"

Wie ein Stück Vieh werfen die Henker Bürkner in eine Ecke und packen Lucie, die sich auf den Boden geworfen hat und um Gnade schreit. Erbarmungslos schleppen sie sie auf den Tisch. Schon nach den ersten Schlägen verliert sie die Besinnung, aber mit viehischer Roheit prügeln die Kerls weiter, bis Blut über den Tisch fließt. Auch sie fliegt in eine Ecke, mit dem Kopf gegen eine Bank schlagend. Nach kurzer Zeit werden die zwei emporgerissen, und nun müssen sie mit hochgehobenen Händen, das Gesicht zur Wand gewandt, stehn bleiben. Senkt jemand die

Hände, gibt es Schläge mit dem Gummiknüppel über Kopf und Rücken.

„Ihr Schweine werdet nachher erschossen, wenn Ihr nicht gesteht!“

Teuflisch ist diese Marter! Die Arme schlafen ein, die Beine wollen ihren Dienst versagen. Der ganze Rücken ist eine einzige Wunde und brennt wie Feuer. Lucie bricht einmal zusammen. Mit Wasser wird sie wieder zu sich gebracht. Wieder in die Höhe gerissen. Endlich schleppt man sie in ein Auto. Draußen ist es wieder Tag. Also haben sie die ganze Nacht in dieser Folterkammer zugebracht. Über die Grenze geht die Fahrt, hinein nach Polen! In Sosnovice werden sie noch einmal in der Trangutakaserne vernommen. Noch einmal viehisch behandelt. Von da schleppt man sie ins Gefängnis, in Einzelhaft. Ein Bett ist zu schade für diese deutschen Hunde! Mögen sie auf dem Erdboden schlafen! Wasser und Brot genügt, wozu polnischen Gefangenen das Essen wegnehmen! Verreckt, dann ist Euch der polnische Staat wenigstens los!

Wochenlang kümmert sich niemand um die beiden. Sie sind von Ungeziefer vollkommen zerfressen. Beide haben die Krätze. Lucie fallen die Haare aus. Sie können vor Schwäche kaum mehr stehn. Die Wunden eitern. Ein Arzt wird selbst auf dringende Vorstellungen nicht bewilligt!

Endlich kommt Hilfe! Der englische Kreiskontrolleur hat von der Verschleppung erfahren. Er bemüht sich, die beiden zu finden. Endlich erfährt er ihren Aufenthaltsort. Energisch fordert er durch die Interalliierte Kommission in Oppeln ihre Freilassung. Die Franzosen müssen sich wohl oder übel in diesem Fall dem Druck der Engländer fügen. Unter englischer Bedeckung werden die beiden in Sosnovice abgeholt.

Noch lange lagen sie im Breslauer Krankenhaus, und sie werden wohl für ihr ganzes Leben an den Folgen der furchtbaren Leiden zu tragen haben.

*

Der Abstimmungstermin rückte nah und die Erregung im Lande stieg auf den Höhepunkt. In allen Orten wurde für die aus Deutschland kommenden Abstimmungsberechtigten Quartier gemacht. Die polnische Presse erging sich in offenen Drohungen. Bewaffnete Banden würden deutschen Zuzug zu verhindern wissen. Im Süden des Landes herrschte der Terror in so ausgesprochener Weise, daß deutsche Bürger ihr Leben bedroht sahen. Autos, in denen englische und amerikanische Pressevertreter saßen, wurden beschossen und mit Steinen beworfen. Die Journalisten sollten keine Wahrheiten über das Treiben der Bojowkabanden ins Ausland kabeln.

Besonders ernst war die Lage im südlichsten Teil Oberschlesiens, in den Teilen Pleß und Rybnik, in denen die Polen unter allen Umständen ein günstiges Abstimmungsergebnis durchpeitschen wollten. Korfanty machte kein Hehl daraus, daß er das Abstimmungsergebnis unter Umständen mit Waffengewalt korrigieren werde. Von dem kleinen polnischen Bahnhof Pruchna fuhren Tag und Nacht Lastautos, hoch mit Waffen beladen, über Pilgramsdorf nach Jastrzemb und Pawlowitz. Jedes kleine Gut verfügte in diesem Kreis über ein gut ausgesuchtes Waffenlager.

Schlageter wurde mit der Erkundung dieser Vorbereitungen, die auf eine polnische Erhebung schließen ließen, beauftragt. Falls er es für nötig halten sollte, möge er Verstärkung anfordern, um eine Störung dieser Transporte zu versuchen. Die Aufgabe war außerordentlich schwer, denn auf eine Unterstützung durch die Bevölkerung war in diesem Gebiet, in dem die Deutschen sich kaum offen zu zeigen wagten, nicht zu rechnen. Die polnische Landbevölkerung selbst war durch die ungeheuerlichen Lügen einer skrupellosen Agitation maßlos erregt. Alle schlechten Instinkte, die bei einer Grenzbevölkerung so leicht hochkommen, waren wach. Gesindel aus Polen lag außerdem in jedem Dorf mit Revolver und Knüppel bereit.

Von Rybnik pirschte sich Schlageter über Sohrau mit seinem Rad dicht an die polnische Grenze heran. In den Dörfern wurde er mit argwöhnischen Blicken verfolgt. Er tat, als beachte er es nicht, und fuhr weiter. Doch schon in Golassowitz trat ein polnischer Zivilist, der aber schußfertiges Gewehr und weiß-rote Armbinde trug, auf ihn zu und fragte nach seinem Paß. Als Schlageter weiterfahren wollte, legte der Pole an. Er fuhr also zurück und zeigte seinen, natürlich falschen, Paß. Er erzählte, er habe sich verfahren, er wolle eigentlich nach Jastrzemb zu einem bekannten Polenführer, mit dem er etwas zu besprechen habe. Ganz ruhig und freundlich setzte Schlageter hinzu: „Wissen Sie vielleicht einen näheren Richtweg?"

Der Pole musterte ihn und meinte dann: „Sie können am besten geradeaus bis Pilgramsdorf fahren, von dort haben Sie wahrscheinlich Gelegenheit, ein Auto nach Jastrzemb zu bekommen. Das Auto kommt von Pruchna her. Wenn Sie Glück haben, treffen Sie dort schon Ihren Freund, sonst berufen Sie sich auf die hiesige polnische Ortswehr."

Schlageter bedankte sich und fuhr weiter. Er überlegte: Die Gelegenheit war ja recht günstig, aber der Polenführer, dessen Namen er nur zufällig einmal gelesen hatte, konnte dort sein. Wie sollte er dann vor Jastrzemb wieder vom Wagen herunterkommen? Trotzdem, er sah eine Gelegenheit, seine Aufgabe schnell zu lösen. Kurz vor der Grenze legte er sich auf die Lauer. Das Rad stellte er in den Straßengraben. Er setzte sich auf einen Prellstein und zündete sich eine Zigarette an. Die Sonne lag warm auf der staubigen Straße, mehrere Radler, alle mit der rotweißen Binde, kamen vorbei. Dann zwei polnische Soldaten in voller Uniform. Seelenruhig fuhren sie über die Grenze in das doch noch deutsche Oberschlesien hinein.

Endlich, nach langem Warten, zeigte sich eine große Staubwolke in der Ferne, das Lastauto tauchte auf. Beim Näherkommen erkannte Schlageter, daß das Auto eine Bedeckung von sechs Mann hatte, die alle mit schußfertigen Gewehren auf dem Wagen standen.

Schlageter ruft den Führer an. Das Auto hält. Mißtrauische Blicke. Zwei Leute springen vom Auto herunter zu Schlageter und nehmen ihn in Verhör. Den Polenführer kennen sie natürlich, nach Jastrzemb fahren sie.

„Aber Sie sind doch kein Pole, was wollen Sie dort? Sollten Sie deutscher Spion sein, geht es Ihnen verdammt dreckig. Das sagen wir Ihnen im voraus: aus Jastrzemb kommen Sie dann nicht lebend wieder heraus. Auf dem Wagen können wir Sie nicht mitnehmen. Hängen Sie sich hinten an. Aber machen Sie keinen Versuch, vorher abzuhauen, wir schießen!"

Das Auto zog an, Schlageter hängte sich mit seinem Rad hinter den Lastwagen. Langsam ratterten sie durch Pilgramsdorf. Im Ort lag eine Gruppe Franzosen. Der Wachthabende grüßte lächelnd, indem er die weißen Zähne zeigte, zu dem polnischen Auto hinüber. Die Gewehre der polnischen Mannschaft schien er nicht zu sehen, der Inhalt des Autos interessierte ihn nicht

Hinter Pilgramsdorf beginnt dichter Wald. Dort stand an einem Seitenweg ein Bauer mit einem Leiterwagen. Das Auto hielt, und zehn Gewehre und ein leichtes Maschinengewehr und zwei Kisten Munition wurden herausgereicht. Man half, die Ladung mit Reisig abdecken, und schon ging es weiter. Jetzt bog man in einen Waldweg ein. Tief eingeschnittene, schwere Radspuren bewiesen, daß dieser Weg viel benutzt wurde. An einer Weggabel standen etwa zehn junge Burschen. Ein Dorf schien in der Nähe zu sein. Nach Schlageters Berechnung war es Rustaviez. Hier wurden wieder Gewehre und Munition ausgeteilt. Sogar ein schweres Maschinengewehr reichte man den Burschen vom Wagen herab. Die angeblichen jungen Bauern untersuchten sachverständig die Waffen und trugen sie ohne Beobachtung irgendwelcher Vorsicht fort. Hier war man ganz unter sich. Schlageter wurde kaum beachtet.

Weiter ging die Fahrt über Feld- und Waldwege. Da tauchte ein Radfahrer auf, der von weitem mit der Hand Signale gab. Ihm folgten acht, zehn, zwölf, schließlich

fast zwanzig andere Fahrer. Der Wagen hielt. Wie Schlageter aus Bruchstücken der Unterhaltung hörte, sollte hier bis zum Einbruch der Dunkelheit gewartet werden. Er wurde herangerufen und noch einmal ausgefragt. Man traute ihm noch immer nicht ganz. Endlich wurde er von zwei Radfahrern in die Mitte genommen, man würde ihn nach Jastrzemb bringen. Jetzt wurde die Geschichte gefährlich, stellte Schlageter fest.

Kaum waren die anderen außer Gesicht, als Schlageter schärfstes Tempo einzuschlagen begann. Er trat in die Pedale, daß ihm das Wasser am Körper hinunterlief. Die beiden Polen begannen zu fluchen und zu brüllen. Aber Schlageter hörte scheinbar nicht. Da zieht auch der eine Pole los, und Zoll für Zoll schiebt er sich vor. Fast dicht am Hinterrad von Schlageter. Der andere keucht ein paar Meter weiter rückwärts. Plötzlich bremst Schlageter mit aller Kraft ab. Der Pole hinter ihm kann sein Rad nicht mehr halten, fährt ihn an und stürzt, sich überschlagend. Der andere ist in toller Fahrt vorgeschossen, sieht sich um, springt ab und wirft sein Rad quer über den schmalen Weg.

Schlageter, der wieder in die Pedale getreten hat, kann bei der kurzen Entfernung nicht mehr halten, aber im letzten Augenblick reißt er sein Vorderrad hoch und etwas zur Seite. Klirrend fährt er über das Hinterrad seines Gegners hinweg. Für den Moment scheint er die Herrschaft über sein Rad zu verlieren, aber er tritt mit aller Kraft weiter in die Pedale, reißt die Lenkstange gerade und saust weiter. Hinter ihm kracht es ein paarmal durch den Wald, aber schon ist er um eine Biegung verschwunden. Unter Umgehung aller Orte schleicht er sich bis zur verabredeten Bahnstation.

Er weiß, was zu wissen nötig ist. An einem der nächsten Tage ist der Waldweg plötzlich von deutschen Radfahrern gesperrt. Ein Auto wird verbrannt. Schlageter hatte gut aufgepaßt und konnte gut führen. Die polnischen Transporte auf dieser Strecke wurden während der Abstimmung eingestellt!

Inzwischen hatte Korfanty die strengste Weisung bekommen, seine Aktion schlimmstenfalls bis nach der Abstimmung aufzuschieben. Der Zeitpunkt wäre außenpolitisch ungeschickt.

Unablässig rollten die Sonderzüge mit den deutschen Abstimmungsberechtigten über die Demarkationslinie. Alte Männer, Frauen, die ein Kind trugen, Kranke taten ihre Pflicht, um mit dem Stimmzettel das Schicksal ihrer deutschen Heimat zu wenden.

Aber in den ganzen südlichen Bezirken standen neben den Wahllokalen Leute der Bojowka mit Stöcken und Gummiknüppeln bereit, dem deutschen Wähler zu zeigen, was ihn erwartete, wenn in diesem Ort überhaupt deutsche Stimmen abgegeben würden.

In den Städten und den nördlichen Kreisen wehten überall die schwarz-weiß-roten Fahnen, aber hier und da flatterte auch ein weiß-rotes polnisches Fähnchen, das niemand störte. In den deutschen Bezirken können die polnischen Stimmen ohne Furcht abgegeben werden.

Am Abend des 20. März, dem Schicksalstag Oberschlesiens, werden die ersten Abstimmungsergebnisse bekannt. Im ersten Morgengrauen, so lange bleibt man überall in den deutschen Städten, selbstverständlich auch in Kattowitz, zusammen, steht fest, daß die Abstimmung ein für Deutschland günstiges Ergebnis erzielt hat. Über 60 v. H. der abgegebenen Stimmen sind deutsch. Trotz Terror, trotz Bojowka, trotz der Millionen polnischen Wahlgeldes.

Schlageter sitzt an diesem Abend mit seinen Freunden zusammen. Er ist seit langer Zeit von reiner Fröhlichkeit. Man schüttelt sich die Hände, man hat das Seine getan. Gott sei Dank, ein Stück deutsches Land ist vor fremdem Zugriff gerettet!

Schon in jener Abstimmungsnacht aber beschließt die polnische und französische Regierung, auf dem Weg über den Völkerbund den Sinn der Abstimmung zu verhöhnen. Schon am Morgen nach dem Abstimmungstage ruft Korfanty seine Leute zusammen und bereitet den Putsch vor.

Möge man in Warschau den diplomatischen Weg gehen und ihn erfolgreich durchführen. Er wird die Tatsache schaffen, das polnische Oberschlesien.

Auf deutscher Seite aber glaubt man, daß nun die Abstimmungsschlacht siegreich geschlagen sei, daß nun Friede und Arbeit in das schwergeprüfte Land einziehen würde. Man erwartet den Abzug der französischen Truppen, man erwartet — ewiger Narr des Glaubens — die Übergabe des deutschen Oberschlesiens in deutsche Hand. Auch Hauenstein schickt im Einklang mit dieser allgemeinen Auffassung alle seine Leute, die alten bewährten Kämpfer, nach Hause.

Zu dieser Zeit fuhr Schlageter zum erstenmal nach der Revolution in den Schwarzwald, in die Heimat. Er hat später, auch noch kurz vor seinem Tode, oft erzählt, mit welchem Stolz und welcher Rührung man ihn empfing. Er war das letztemal in diesen Frühlingstagen in Schönau, er hat die Heimat nie wieder gesehen.

IV.

Korfanty war über alle Vorgänge im Völkerbund genau unterrichtet. Er bekam die Nachricht, daß es jetzt angemessen sei, vollendete Tatsachen zu schaffen.

In der Nacht vom 2. zum 3. Mai 1921 flogen die Eisenbahnbrücken längs der deutschen Demarkationslinie in die Luft. Die „Oberschlesische Grenzzeitung" gab durch einen Streikaufruf das Signal zum Aufstand. Am Morgen des 3. Mai fanden im Industriegebiet und in den südlichen Kreisen Streikversammlungen statt. Polnische Hetzredner sprachen, auch törichte deutsche Arbeiter hörten zu, halfen unwissend mit, das Leben Oberschlesiens und ihr Leben zu verderben.

Korfanty hatte mit der alten Energie weitergearbeitet. Seine Beamten waren aktive polnische Offiziere. Waffen waren überall vorhanden, und immer neue Güterzüge, be-

laden mit Geschützen, Maschinengewehren und Karabinern rollten aus Sosnovice und Czeladz an.

Die französische Okkupationsarmee hatte volle Unterstützung zugesagt. Sie hielt das den Polen gegebene Versprechen. Ein französischer Offizier teilte bereits am 3. Mai, noch im dunklen Morgengrau, um 2 Uhr nachts, die ersten Insurgentenformationen ein und ließ Gewehre verteilen. In Rosenberg zogen die Franzosen ostentativ ab, aber sie waren vergeßliche Leute, sie vergaßen zwei Feldgeschütze mit Munition, und diese Geschütze blieben — welch Zufall — vor dem polnischen Plebiszitkommissariat stehen. In Krotoschin übernahm der Major Puccini von der französischen Militärmission in Warschau die Ausbildung der polnischen Freiwilligen, die in Polen durch Aufruf in den Zeitungen und durch Maueranschläge angeworben worden waren. Die Art der französischen Grenzbewachung, die Schlageter ja genügend kennengelernt hatte, machte es selbstverständlich, daß dem Eindringen aktiver polnischer Formationen kein Hindernis in den Weg gelegt wurde. So rückten unter anderen Truppen vier Kompagnien des 27. (poln.) Infanterieregiments und eine Schwadron des 15. (poln.) Ulanenregiments in Oberschlesien ein.

Die Landkreise längs der polnischen Grenze gerieten gemäß dem ausgegebenen Befehl noch im Laufe des 3. Mai in die Hände der polnischen Insurgenten. Die Städte, die überwiegend deutsche Bevölkerung hatten, wurden von einer förmlichen Armee der Aufständischen zerniert.

Die Franzosen lehnten jedes deutsche Angebot ab, einen Selbstschutz gegen die polnischen Gewalttaten zu bilden. Selbst der deutsche Vorschlag, diesen Selbstschutz unter französischen Befehl zu stellen, wurde höhnisch zurückgewiesen. Unter französischem Schutz konnten so die Banden täglich weiter in die Städte eindringen. Französische Truppen verrichteten gemeinsam mit bewaffneten polnischen Insurgenten den Polizeidienst in den Straßen.

Auf dem flachen Lande wurden sogar Deutsche zum Eintritt in die polnischen Formationen gezwungen.

Weigerten sich die Unglücklichen, verhaftete man sie, mißhandelte sie grauenhaft und verschleppte sie nach Polen in polnische Staatsgefängnisse.

An der Oder fanden die Aufständischen den ersten Widerstand. Energische Deutsche hatten, da sie sahen, daß ihnen keine Rettung blieb, die sie nicht selbst ins Werk setzten, polnische Beamte der Abstimmungspolizei entwaffnet und waren mit diesen Waffen an die bedrohten Punkte geeilt. Die ersten heftigen Kämpfe flackerten auf in den Dörfern vor Ratibor, um Kreuzburg und um den Eisenbahnknotenpunkt Kandrzin. Die angreifenden Polen hatten die Übermacht. Sie waren gut ausgerüstet und straff organisiert, die Deutschen kämpften in kleinen Gruppen. Eisenbahner, Arbeiter, Bauern, ohne Zusammenhang untereinander und ohne gemeinsame Führung. Sie waren schlecht bewaffnet und litten Munitionsmangel. Aber ihr Haß war aufgeweckt, ihr Zorn, ihre Empörung, sie kämpften erbittert auf der heimatlichen Erde.

Der französische Verbindungsoffizier in Ratibor befahl, die Stadt den Insurgenten zu übergeben, obwohl noch kein Pole die Stadtgrenze überschritten hatte. Es würde nur noch eine Frage kurzer Zeit sein, dann müßte sich ganz Oberschlesien in der Hand der polnischen Revolutionäre befinden. Dann konnte der Völkerbund entscheiden, dann war die vollendete Tatsache Korfantys geschaffen.

Die deutsche Regierung machte ein dringendes Angebot nach dem anderen, in Oberschlesien Ruhe und Ordnung zu schaffen. General Le Rond lehnte jedes Angebot ab. Er erklärte in zynischer Offenheit: „Wenn die Deutschen nicht so hartnäckig wären, würde die Ruhe längst eingekehrt sein.“

Jetzt, da man erkannte, wie die Dinge naturnotwendig sich entwickeln mußten, griffen die Engländer ein. Man war an den Punkt gelangt, da London unter keinen Umständen die Dinge weiter treiben lassen wollte. Italien hielt sich damals genau hinter der Linie der englischen

Politik. Der italienische Kreiskontrolleur in Ratibor forderte die deutsche Bevölkerung seines Kreises zur Bildung einer Hilfspolizei in Stärke von zunächst 500 Mann auf. Die Engländer erweiterten das Kontingent ziemlich erheblich in den nördlichen Kreisen.

Durch diese Maßnahme erhielt die deutsche Abwehrbewegung Form und einen militärischen Anstrich. Offiziere übernahmen die Führung, bildeten aus den verstreuten Abwehrgruppen Kompagnien und Bataillone. Exzellenz Hülsen, ein geborener Oberschlesier, wurde herbeigerufen und stellte den Stab der deutschen Abwehrgruppe Süd auf. Oberst Grützner organisierte den Abschnitt Nord. Oberschlesier, die in Breslau studierten, Breslauer Studenten, Berliner Freiwillige, Münchener Studenten eilten herbei und warfen ihre Jugend und ihre Tapferkeit in den Kampf. Der polnische Angriff stockte. Es bildete sich eine Front. So weit hatten die Verfechter des Friedens von Versailles es nun glücklich gebracht — neue Front ging durch deutsches Land. Krieg mit allen militärischen Voraussetzungen. Der Hauptstoß der polnischen Insurgentenarmee richtete sich jetzt längs der Bahnlinie gegen Oppeln und Kreuzburg.

*

Die Polen hatten gefechtsstarke und gefechtsbereite Sturmbataillone. Auf deutscher Seite mußten ähnliche Kräfte eingesetzt werden oder der Kampf war von vornherein hoffnungslos.

Schlageter erhielt in seiner Heimat ein Telegramm von Hauenstein, dem Führer der Kampfgruppe, der er bisher in Oberschlesien angehört hatte. Schlageter kannte die Lage, wußte, um was es ging. Er stieg auf den Belchen, dessen Massiv das Gesicht seiner Heimat beherrscht, und sah in den Bergfrühling, der leuchtend über Täler und Höhen sein Lied sang. Irgendwo da unten in der Ferne mußte Freiburg liegen, die Münsterblume und die Universität. Das war nun vorbei. Schlageter wußte, daß er dem Ruf folgen müsse, und er wußte, daß er damit endgültig jeder Studentenzeit

Lebwohl sagte. Man war nicht sentimental, bei Gott nicht. Er schüttelte dem Vater die Hand, der Mutter und der Schwester. Draußen vor der guten Stube ein Frühlingsnachmittag, so blau und so leuchtend, wie er nur im deutschen Schwarzwald stehen kann. Grüß Gott! Schlageter ging zum zweitenmal nach Schlesien. Die Linie seines Schicksals war nun entschieden.

In Neiße waren inzwischen die Kameraden zusammengekommen. Heinz hatte ein Waffenlager der Reichstreuhandgesellschaft, in dem deutsche Kriegswaffen auf Befehl der Entente zerschlagen wurden, besetzt.

Ein Riesenlager zerschlagener, zerschrotteter und zersägter Waffen. Wer etwas davon verstand, konnte immerhin aus einem Teil des Lagers, der noch nicht durchprüft worden war, verrostete Maschinengewehre, Infanteriegewehre, ja, vielleicht Geschütze heraussuchen, die wiederherstellbar waren.

Freiwillige waren schon eingetroffen, und Heinz organisierte. Man traf sich wieder. Schwieder, Wandesleben, Iftas, Franz Mayr und Grauer, alles alte oberschlesische Kämpfer.

Schlageter suchte sich aus dem Depot die Teile eines alten Gebirgsgeschützes zusammen. Mit blauer Schürze stand er da und säuberte mit Petroleum und schmierte mit Öl und suchte das Geschütz schießfertig zu machen. Vor ihm auf dem Platz exerzierte bereits ein Teil seiner Kompagnie. Fünfzig Bergleute aus dem Waldenburger Revier, die nicht zusehen wollten, wie der Pole so frech wurde, wurden eben eingeteilt, alles alte, gediente Leute. Im Grunde rot bis auf die Knochen, wie Schlageter, während er arbeitete, feststellte. Aber gute ehemalige Frontsoldaten. Schlageter hatte den Ton. Aus seinen einfachen Worten flog Vertrauen zu ihnen hinüber.

Schlageter fing sofort an, Zugführer auszusuchen, einzuteilen und zu arbeiten. Er schlief bei seinen Leuten. Am nächsten Tage erklärte er: wenn es hart auf hart kommt, will ich mit ihnen den Teufel aus der Hölle holen!

*

Die kleine Bahnstation Gogolin an der Strecke Gleiwitz—Oppeln war zu einem Brennpunkt der polnischen Angriffe geworden. Im großen Bogen vom Oderufer bei Oderwitz über Strebinow und die tiefen Kalksteinbrüche bis nach Oderwanz a. d. Oder umspannte die polnische Front den deutschen Ort, und die einzige Zugangsstraße führte über die Oderbrücke bei Krappitz. Schon am ersten Tage, als Schlageter hier mit seinen Leuten in die Stellung einrückte, mußte er einen überraschenden Angriff der Polen, die längs der Bahnlinie vorgingen, abschlagen. Die polnischen Kompagnien brachen plötzlich in dichten Schützenlinien aus dem Walde hervor und erreichten im ersten Anlauf die langen Reihen von Güterwagen, die auf den Geleisen standen und sich bis zum Bahnhof Gogolin heranzogen. Schlageter setzte sofort zum Gegenstoß an. Ein paar Maschinengewehre unterstützten seinen Angriff. Kurzes, heftiges Gefecht, dann laufen die Polen einzeln und in kleinen Trupps zurück über das offene Land nach dem Waldrand. Sie schleppen Verwundete mit sich.

Ebenso schwer hatte es die Kompagnie Wandesleben im Südteil der Front in Richtung nach Strebinow und dem Annaberg, dessen dunkles Haupt die ganze Gegend beherrscht. Hier hatten sich die Polen vor den deutschen Stellungen, die im Anfang ziemlich behelfsmäßig ausgebaut waren, gut verschanzt. In jeder Nacht kamen polnische Vorstöße, die ein Panzerzug unterstützte. Am 14. Mai entschloß sich die Leitung, das Dorf Strebinow zu nehmen, um den dauernden Verlusten Einhalt zu gebieten.

Im Morgengrauen griff Wandesleben mit einem Teil seiner Kompagnie längs des Bahndammes an. Schritt für Schritt mußten sich seine Leute vorarbeiten. Am Bahnwärterhaus blieben sie stehen. Die Polen bestrichen mit Maschinengewehren den Damm und die beiden Gräben rechts und links davon. Dumpf klatschend fuhren die Geschosse in den Grasboden oder prallten klirrend an den Schienen ab, um als Querschläger davonzuheulen. Trotzdem schob sich Leutnant Berchthold mit seinem Zug weiter

vor. Bis auf Sturmentfernung kam er heran, kroch den Damm hinauf, um durch den Feldstecher die polnische Stellung noch einmal zu mustern. Berchthold war der Typus des schneidigen deutschen Offiziers, eigentlich ganz anders als Schlageter. Scharf geschnittenes feines Gesicht, Monokel im Auge — aber tapfer —, er wußte, daß man nur einmal sterben kann, und war bereit, für sein Land zu sterben. Berchthold kriecht den Damm hinauf, um sich vor dem Sturm noch einmal genau über die polnischen Stellungen zu informieren. Das unvermeidliche Monokel legt er neben sich ins Gras. Da klirrt es. Ein Infanteriegeschoß hat das Einglas in tausend Stücke geschlagen. Berchthold lächelt bedauernd, zieht aus der Westentasche ein neues Monokel, klemmt es ins Auge, richtet sich auf: „Zug zum Sturm! Sprung auf! Marsch, marsch!"

Das Dorf wird genommen, von Polen gereinigt, darf aber nicht gehalten werden, weil die Interalliierte Kommission jedes Vorrücken der Deutschen verbietet.

So erfolgt am 16. Mai ein neuer schwerer polnischer Angriff. Die Polen dringen in die ersten Häuser von Gogolin ein und werden erst im Gefecht von Haus zu Haus wieder herausgeworfen. Schlageter selber ist im Häuserkampf an der Spitze seiner Leute, hält das rauchende Gewehr in der Faust und säubert den Ort.

Man sah ein, daß, wenn es so weiterging, Gogolin und Strebinow nicht gehalten werden konnten. Die Selbstschutzleitung entschloß sich, mehrere Orte am Fuße des Annaberges in den Brückenkopf einzubeziehen. Exzellenz Höfer versammelte im Schlosse zu Krappitz die Führer des Abschnitts. Er führte aus, eine Offensive sei ausgeschlossen. General Le Rond habe ihm in Oppeln achselzuckend erklärt, wenn der deutsche Selbstschutz die Polen angreifen würde, sehe er sich gezwungen, seine Truppen aus dem Industriegebiet zurückzuziehen und hunderttausend Deutsche der Gewalt der Polen zu überlassen. Der General Le Rond suchte deutlich einen Präzedenzfall, um den Polen mit einem Schein des Rechts das bisher zernierte Gebiet, vor allem Kattowitz und die Städte in

die Hand zu spielen. Deswegen müßte auch eine Erstürmung des Annaberges, der die ganze Umgebung beherrsche, für gefahrvoll angesehen werden, obwohl sein Besitz die Lage an diesem Teil der Front sofort beruhigen würde. Im Angriffsbefehl war deshalb der Fuß des Annaberges als Endziel des Angriffs festgesetzt.

Das Sturmbataillon „Heinz" war inzwischen aus der Front herausgenommen worden und stand in Dobrau bereit. Am 20. Mai abends marschierte das Bataillon nach Krappitz, um 12 Uhr nachts sollte der Vormarsch beginnen. Der kleine Marktplatz lag in tiefer Dunkelheit, nur aus den niedrigen Häusern fiel gelbes Licht auf ein Gewimmel aller Waffengattungen. Die Bewohner standen aufgeregt in kleinen Gruppen vor ihren Haustüren und sahen auf das kriegerische Bild. Immer neue Marschkolonnen tauchten aus der Dunkelheit auf und verschwanden in der Richtung nach Gogolin zu. Bagagen, Kompagnien, Radfahrer, Maschinengewehre, Autos, Sanitätskolonnen zogen vorüber. Auch Schlageters Geschütz. Marschlieder schallten auf, zerflatterten in der dunkelblauen Maiennacht.

Das Sturmbataillon „Heinz" mit der Kompagnie Schlageter hat seine Ausgangsstellung bezogen. Von der Straße Gogolin—Großstein zieht sich eine weite abgeholzte Fläche hinüber zum Sprentschützer Berg, dem ersten Angriffsziel. An seinem Fuße erkennt man im unsicheren Licht des ersten Morgenrotes den Waldrand, an dem sich die polnische Linie hinziehen muß. Im Rücken liegen die Steinbrüche von Gogolin, dahinter wird jetzt das Korps Oberland antreten. Noch liegt die Gegend im traumhaften stillen Licht der ersten Frühe. Kein Laut. Hellgrün schimmert der Waldrand in der Ferne. Unter halblauten Rufen entwickeln sich die Kompagnien Schlageter und Wandesleben. Über der Lichtung liegt noch Morgennebel. Die dünnen Schützenketten verschwinden bald in den leichten Schleiern. Die Nerven sind auf das äußerste angespannt. Da peitscht ein Schuß die Morgenstille, und Sekunden später speit es aus dem Waldrande drüben Feuer. Hier und da, wo die Nebelfetzen zerfliegen, sieht man Leute Deckung nehmen,

andere im Sprung vorwärts gehen. An den Steinbrüchen zur Linken hämmern jetzt Maschinengewehre.

Zwischen ein paar Büschen kriecht jemand zurück, auf ein Stöckchen zu, das am Boden liegt. Er hatte dies Andenken, das er im ganzen Krieg trug, verloren. Rundum spritzt der Sand in die Höhe. Ein polnisches Maschinengewehr hat sich ausgerechnet diesen Fleck für seine Geschosse ausgesucht. Der Oberleutnant v. T. stutzt einen Augenblick, dann springt er vorwärts, ergreift sein altes liebes Stöckchen und verschwindet nach vorn zu seinem Zuge.

Schlageter hatte beim Vorgehen bemerkt, daß zwischen den Steinbrüchen und dem Berge eine Lücke in der polnischen Front klaffte. Er zieht sich hindurch, steht bald in der Flanke der Polen, in die seine Geschosse einschlagen. So waren die Batterien auf dem Annaberg, die ununterbrochen Granaten in die Gegend schickten, isoliert.

Der Annaberg wurde dann vom Korps Oberland genommen.

Um 2 Uhr mittags stand das Bataillon hoch oben auf dem Annaberg bei Poremba, zu seinen Füßen lag Leschnitz. Weit drüben glitzerte die Oder. In der Niederung standen noch polnische Kräfte. Auf den Vorhöhen des Annaberges wurde eine Batterie erobert. Endlich erhielt Schlageter ein paar Granaten für sein Geschütz. Das Korps Oberland hatte schwere Verluste durch feindliche Artillerie.

Kleinkrieg. Nehmen von Dörfern. Verbesserung von Stellungen. Immer schlagfertiger werden die deutschen Selbstschutztruppen. Schlageter, der auf vorgeschobenem Posten stand, hatte sich eine besondere Taktik für diesen Kleinkrieg, der so viele Merkmale des großen Krieges trug, ausgedacht. Sein Geschütz, das inzwischen die eroberte Munition vom Annaberg zur Verfügung hatte, stand gewöhnlich zu besonderer Verwendung vor seinem Quartiere. Ging es hart auf hart und tauchten die Polen in dichten Wellen aus den Getreidefeldern auf, dann wurde die Kanone in die Schützenlinie vorgeschoben und

auf knappe zweihundert Meter krachten die Granaten in die erschrockenen Feinde hinein. Ein zweiter Schuß genügte meist, um den Angriff zum Stehen zu bringen.

Eines Tages beobachteten zufällig Major von Löwenfeld und Admiral von Rebeur, Paschwitz, die Abwehr eines solchen Angriffs. Major von Löwenfeld, der alte Generalstäbler, fragte kopfschüttelnd Schlageter: „Sie haben sich da eine recht merkwürdige Taktik angeeignet! Kommen Sie damit eigentlich immer aus?"

Schlageter sah den Major in seiner ruhigen und bescheidenen Art an: „In dem Kampf gegen Insurgenten entscheidet in erster Linie der moralische Eindruck, Herr Major! Mit Draufgehen erreicht man hier alles!"

Der deutsche Selbstschutz wäre nun in der Lage gewesen, auch das eigentliche Industriegebiet aus den Händen des polnischen Terrors zu befreien. Die Polen, der Zähigkeit des Krieges nicht gewohnt, gaben überall dem deutschen Angriff nach. So hatte Pan Korfanty ihnen die Lage nicht geschildert. Der Traum von dem kurzen, siegreichen Marsch bis dicht vor Breslau war zu Ende. Man erkannte die Schwere und Bitterkeit des Krieges.

Da griff Le Rond entscheidend ein. Er mußte befürchten, daß jeden Tag der Vormarsch des deutschen Selbstschutzes begann. Er wußte, daß seine eigenen Mannschaften und Offiziere zwar ausgezeichnet mit der Reitpeitsche fuchteln konnten, und sich gegenüber einer wehrlosen Bevölkerung durchzusetzen verstanden, aber er wußte auch, daß die meisten seiner Herren jedem ernsten Zusammenstoß auszuweichen trachteten. Wenn in dieser Zeit Offiziere des deutschen Selbstschutzes durch Oppeln gingen, dann vermieden die geschniegelten französischen Kapitäne durchaus ein Zusammentreffen Hatten sie vorher den Bürgersteig für sich allein beansprucht, indem die Reitpeitsche lässig in der Hand fuchtelte, jetzt, und das hatte Le Rond selber sehen müssen, zogen sie es vor, den Straßendamm zu benutzen, um nicht mit einem der deutschen Herren zusammenzukommen.

Wer Schlageter, der einmal dienstlich mit allen Orden,

Revolver umgeschnallt, in Oppeln war, zu nah gekommen wäre, der hätte bemerkt, daß immer der Recht behält, der bereit ist, sein Leben für seine Ehre einzusetzen.

In den Gefechten dieser Zeit gewinnen die deutschen Selbstschutzkontingente, wie schon dargestellt wurde, täglich mehr Boden. Kriegerische Episoden. Eine aber verdient hervorgehoben zu werden. Auf Befehl seines Detachements übernahm Schlageter die Verfolgung von fliehenden Polen in Richtung Alt-Ujest. Seine Leute waren bis dicht an diesen Ort herangekommen, als plötzlich in kurzer Entfernung eine Gruppe Franzosen, in Schützenlinien auseinandergezogen, auftauchte. Die Polen liefen mit lauten Zurufen an ihnen vorüber. Als Schlageters Kompagnie näher kam, legten die Poilus ihre Karabiner an. Einer von Schlageters Leuten schleuderte eine Handgranate. Sie ging absichtlich — zu kurz. Aber ihre Detonation genügte. Die Franzosen warfen die Karabiner weg und hoben die Hände hoch. Schlageter ließ sie zusammentreiben und verbot im schärfsten Tone, etwas gegen die Franzosen zu unternehmen. Er wollte immer seinem Lande dienen, ihm niemals Ungelegenheiten bereiten. Er griff sich den französischen Korporal heraus und ließ ihn nach Ferdinandshof zur Vernehmung führen.

Wer den Haß und die Erbitterung dieser Kämpfe in Oberschlesien kennt, weiß, daß ihm diese Franzosen, ihm ganz allein das Leben verdankten. Sie haben sich auf ihre ritterliche Weise, die in Wirklichkeit niemals von Ritterlichkeit etwas gewußt hat, soweit wir Geschichte kennen, dafür bedankt, als diese mörderischen Schüsse in Düsseldorf fielen ...

So kommt es zu den letzten Kämpfen. Das Bataillon „Heinz“ rückte in Slaventzitz ein und ging in Richtung Ujest vor. Im Ort selbst herrschte größte Aufregung, das Radfahrerbataillon von Richthofen hatte die Brücke passiert und die Batterie rückte im Galopp nach. Als die ersten Züge des Bataillons Gogolin folgten, stürzte die Brücke plötzlich, ihre Balken waren angesägt, in sich zusammen und begrub die Marschierenden unter sich.

In Ujest lag ein ganzes Regiment Franzosen. Die Posten des Bataillons „Heinz" standen ihnen auf kurze Entfernung gegenüber. Gegen Mittag ließ der französische Regimentskommandeur, ein Oberst, mitteilen, daß er den Führer der Gruppe zu sprechen wünsche.

Es wurde ein Punkt zwischen den Linien vereinbart, wo sich beide Herren in Begleitung je zweier Offiziere trafen. Die erste Frage des Franzosen nach kurzer, zeremonieller Begrüßung, war höchst merkwürdig:

„Auf Ihrer Seite kämpfen englische Offiziere mit?"

„Es ist mir nichts davon bekannt. Allerdings stellen uns weder die englischen Herren noch die Italiener ein Hindernis in den Weg, unser Recht zu wahren. Aber gestatten Herr Oberst die formelle Frage: können wir nicht genau ebenso wie die Polen ungehindert die Stadt Ujest passieren? Es ist selbstverständlich, daß wir im Weichbilde der Stadt jede Gefechtshandlung unterlassen."

„Ich habe strengsten Befehl, jede bewaffnete Rotte in meinem Befehlsbereich zu entwaffnen und festnehmen zu lassen."

„Warum wurde diese Entwaffnung nicht bei den Polen durchgeführt?"

„Ich habe keine bewaffneten Polen gesehen."

„Die polnischen Insurgenten, Herr Oberst, sind aber vor dem deutschen Selbstschutz in großen Haufen geflohen und haben sich mit Waffen in der Hand in die Stadt gerettet. Wie Sie ringsherum auf den Feldern sehen können, sammeln französische Ambulanzwagen in diesem Augenblick noch immer tote und verwundete Polen auf. Wie Sie weiter sehen können, liegen neben diesen Verwundeten noch in diesem Augenblick Waffen."

„Dann haben sie die Waffen wahrscheinlich vorher fortgeworfen, in der Stadt habe ich keine Waffen gesehen."

„Haben Herr Oberst die Insurgentenhaufen nach Waffen untersuchen lassen?"

„Nein, dazu hatten wir keine Veranlassung."

„Dann können wir also auch ungehindert die Stadt passieren, wenn wir keine Waffen sehen lassen?"

„Ich müßte Sie untersuchen lassen!“

„Und wenn wir uns weigerten?“

„Sähen wir uns gezwungen, mit Waffengewalt gegen Sie vorzugehen.“

Das Gesicht des Obersten zeigte bei diesem Punkt der Unterredung eine gewisse Befriedigung und ein gesundes Vertrauen auf die große Zahl seiner schweren Maschinengewehre.

„Wo können wir außerhalb der Stadt passieren?“

„Dort, wo keine Posten von uns stehen!“

„An welchen Stellen wäre dies, Herr Oberst?“

„Wir haben jetzt unsere Posten längs der Front in Richtung des Industriegebietes aufgestellt. Ein weiterer Vormarsch ist ohne Zusammenstoß mit uns ausgeschlossen.“

Damit war die Angelegenheit endlich geklärt. Die Franzosen stellten sich schützend vor ihre Bundesbrüder. Es war nichts weiter zu sagen. Kurze, eiskalte Verabschiedung.

Bürger aus Ujest illustrierten diese Unterredung sehr deutlich. Der Oberst hatte in den Wochen vorher mit den Polen verhandelt und ihnen den Durchzug durch die Stadt in geschlossenen Formationen und voller Ausrüstung gestattet. Er trank Sekt zusammen mit den polnischen aktiven Offizieren, die diese Formationen führten. Die polnischen Truppen wurden von den Franzosen auf offener Straße durch Zurufe und Sympathiekundgebungen begrüßt.

Aber dieser Oberst war noch weitergegangen. Er hatte einem polnischen Bataillonsstab in Schimichow einen französischen Offizier in Zivil zugeteilt. Als dieser Offizier Patrouillen, die in Richtung Großstein vorgehen sollten, instruierte, sagte er wörtlich: „Schießen Sie auf Engländer, wo Sie welche sehen! Die Engländer sind genau solche „Boches“ wie die Deutschen und kämpfen mit ihnen gegen Euch.“

*

Der Vorstoß nach Slawentzitz war die letzte Kampfhandlung des Bataillons, wahrscheinlich die letzte Kampf-

handlung in Oberschlesien. Selbst der Völkerbund mußte merken, daß die Dinge, die sich da in Oberschlesien abspielten, eine Verhöhnung aller Verträge waren. Die Kabinette arbeiteten. Auch in Paris sah man ein, daß man ohne Krieg in Oberschlesien kein „fait accompli" mehr schaffen könne. Die Aufopferung des deutschen Selbstschutzes hatte das Allerschlimmste verhütet. General Le Rond schickte Berichte nach Paris, daß er sich in Oppeln höchst unsicher vorkomme, und daß der deutsche Selbstschutz, so zahlenmäßig unterlegen er den Polen auch sei, im Grunde nur durch französische Maschinengewehre noch abgehalten würde, das Land bis zur Grenze zu reinigen und in tatsächlichen Besitz zu nehmen. Das kriegerische Spiel Korfantys war vollständig verloren.

Der englische General Henneker erschien mit englischen Regimentern, um die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung im Abstimmungsgebiet durchzusetzen. Die Franzosen wurden von dieser Aufgabe ausgeschaltet.

Vorsichtig schoben sich die englischen Patrouillen zwischen die feindlichen Linien. General Henneker bestimmte, daß die Zone von deutschen und polnischen Bewaffneten am gleichen Tage geräumt sein mußte.

Bis zum 5. Juli 1921 sollten sämtliche irregulären Formationen das Abstimmungsgebiet verlassen haben.

Begreiflicherweise kam man von deutscher Seite diesen Anordnungen auf Grund der bisherigen Erfahrungen mit allergrößtem Mißtrauen entgegen. Die Engländer, die ja den französischen Betrug miterlebt hatten, zeigten eine Art Verständnis für dieses deutsche Mißtrauen.

Am Abend des Tages, an dem die Räumung der ersten Zone vorgenommen werden sollte, forderte der englische Kapitän Michelson den Bataillonsführer Heinz und die Offiziere Mayr, Schlageter, Wandesleben auf, mit ihm zur Front zu fahren. Die Fahrt ging von Ratibor aus. Die Oderbrücke war von italienischer Infanterie durch Sandsackbarrikaden zur Verteidigung hergerichtet. Durch das nächste Dorf fuhr man hinaus in das nächtliche Land.

Hier hatten über zwei Monate allein die Kugeln Wort und Recht gehabt. Lag die polnische Infanterie noch drüben in der Stellung, dann mußte jede Sekunde eine Kugel einschlagen, ein Maschinengewehr losknattern. Stopp! Fast wäre der Wagen in einen Graben gestürzt, der sich quer über die Landstraße hinzog. Der deutsche Schützengraben. Weit hinaus in das braune Dunkel der Sommernacht leuchten die Scheinwerfer. Totenstille. Nur das eintönige Rattern des Motors.

Es war Tatsache, die Polen folgten den Anordnungen. Sie wußten, daß sie die reichsten Kreise Oberschlesiens, die Stadt Kattowitz trotz des Abstimmungsergebnisses vom Völkerbund zugesprochen erhalten würden. Sie wußten, daß der italienische Außenminister Graf Sforza ganz im Bann einer bildschönen Polin lag, sie wußten, daß er auf zweierlei Weise gekauft war.

Man hatte nur noch zu verlieren, denn der deutsche Selbstschutz verstand keinen Spaß. Weiß der Himmel, was die tapferen Jungens in Oberschlesien noch angestellt hätten! Da war es besser, den Aufstand zu beenden und sich auf die Verhandlungen mit Berlin zu verlassen, die noch immer zu gutem Ende für die Entente geführt hatten.

Der polnische Aufstand war zu Ende.

*

Das Sturmbataillon „Heinz" übernahm die Bewachung des Grenzübertritts der Selbstschutztruppen während der Räumung und wurde zu diesem Zwecke auf ein Regiment verstärkt. Auf deutscher Seite wurden die Selbstschutztruppen von starken Schutzpolizeidetachements in Empfang genommen, die sie entwaffneten und nach den Unterkunftsorten weiterleiteten. Man hatte nicht einmal eine rechte Phrase des Dankes.

Man hatte nur den Wunsch, diese Mannschaft, die Blut und Leben eingesetzt hatte, möglichst schnell zu demobilisieren. Sie hatten den Geist der alten Fronttruppen, sie hatten in den bittersten Jahren Deutschlands noch einmal den Glanz des Sieges gekostet. Sie hatten gezeigt, wie

Männer fechten und sich behaupten können gegen Überzahl, stärkere Waffen und Phrasengeklingel. Für solche Leute war kein Raum. Demobilisieren, nur schnell demobilisieren . . .

Am 6. Juli nahm Heinz vor dem Quartier des Bataillons Schlageter Abschied von seinen Leuten. Ein letzter Aufmarsch. Zweitausendfünfhundert junge Deutsche zogen vorüber. Schlageter sprach kein Wort. Auch er wurde nach Hause geschickt, wie die andern. Nur hatte er die freiwillige Aufgabe übernommen, die Leute, die ihm ihr Vertrauen geschenkt hatten, nun im bürgerlichen Leben unterzubringen. Sie standen ja alle mittellos auf der Straße. Viele brachte er als Landarbeiter unter. Eine Gruppe seiner Kompagnie, auf die er sich am meisten verlassen konnte, zog wieder als Bergarbeiter in das Industriegebiet.

Im August 1921 war die letzte deutsche kampferprobte Truppe in alle Winde zerstreut.

Kaum ein Wort des Dankes, das echt war, keine Tat des Dankes — aber Schlageter hatte auch nicht um Dank nun seit sieben Jahren sein Leben eingesetzt.

V.

Der Hexentanz der Inflation hatte begonnen. Alle Begriffe standen auf dem Kopf. Siebenzehnjährige Schulbuben verdienten mehr als ergraute Väter. Man jagte dem Tag etwas ab. Gewinn und Vergnügen, ein Börsentip, eine Frau, eine Autofahrt. Der Begriff von Arbeit und der Begriff von Bildung war trübe geworden.

An allen Ecken des Reiches immer noch dies leichte Glimmen nach dem Brande von Krieg und Revolution.

Schlageter hatte nun vom Fieber der Zeit schon zu viel im Blute, als daß es ihm möglich gewesen wäre, da wieder anzufangen, wo er vor sieben Jahren aufgehört hatte. Er ging als deutscher Spion nach Danzig.

Polen hatte seine brauchbarsten Agenten aus Ober-

schlesien abberufen und sie für neue Verwendung geschult. Ein Teil ging in die ukrainischen Gegenden, nach Lemberg, um dort die fadenscheinigen polnischen Ansprüche mit den erprobten Mitteln ihrer Arbeit zu festigen.

In Wilna führt der polnische General Zeligowski das Spiel, das in Oberschlesien an der Tapferkeit des deutschen Abwehrschutzes gescheitert war, erfolgreich durch. Nach kurzem Kampf mit den Litauern besetzte er das gesamte Gebiet und die Stadt Wilna mit seinen Insurgentenbanden.

Als Litauen beim ohnmächtigen und charakterlosen Völkerbund protestiert, tritt Zeligowski zum Schein aus dem polnischen Staatsverband. Er erhält Zuzug der bewährten oberschlesischen Gruppe. Terror, Revolver und Handgranaten beherrschen das Gebiet, das schließlich wieder mit Frankreichs Hilfe unter Zustimmung von Genf polnisch wird.

Feiner und vorsichtiger wurde um diese Zeit in Danzig gearbeitet. Gewalt schien hier zunächst aussichtslos. Englische Kriegsschiffe kreuzten in der Ostsee, der englische Oberkommissar verstand wenig Spaß. England verfolgte damals noch die Politik, den Einfluß seiner Flottensphäre über die Ostsee auszudehnen.

So arbeitete in Danzig ein Netz von geschickten Leuten, die auf die Stimmung wirken sollten und jede deutsche Absicht des Widerstandes rechtzeitig erkennen und bekämpfen konnten. Politische Minen und Gegenminen, Kampf unter der Oberfläche.

In Scharen drangen die polnischen Geschäftsleute mit ihren Familien in die Stadt. Der „Lange Markt" in Danzig wurde zur „Schwarzen Börse". Der ganze Osten war hier vertreten, alle Sprachen schwangen durcheinander. Wildes Gedränge wilder Gestalten. Gegen Geld, in guter Valuta, konnte man hier alles handeln, vom gefälschten Paß bis zum Eisenbahnwaggon Zucker. Von kriegsfertigen Batterien bis zum Unterseeboot, vom Kurierausweis bis zum Visum nach Amerika. Polnische Banken mit riesigen, grell und neu bemalten Firmenschildern in

polnischer Sprache, polnische „Kriegsschiffe“ im Hafen, polnisches Militär in voller Uniform auf der Hauptstraße, polnische Postbeamte, polnische Eisenbahner, polnische Cafés, polnische Zeitungen . . . alles sollte dem Fremden vorspiegeln, den unzähligen Kommissionen, die durch Danzig kamen: dies ist eine im Grunde polnische Stadt. Bei jeder Gelegenheit wurde absichtlich eine Differenz mit dem Senat der freien Stadt Danzig gesucht. Man spielte das Spiel, das an allen Ecken des polnischen Reiches so viel Erfolg gehabt hatte, weiter, diesmal mit dem Einsatz feinerer Mittel. In dieser merkwürdigen Atmosphäre hatten fast alle Völker des Ostens ihre Agenten angesiedelt, Ukrainer und Russen, Litauer und Letten, ja, Bessarabier und Balkankomitatschis.

Als Vertreter der Nachrichtenabteilung des polnischen Kriegsministeriums saß im polnischen Konsulat am Neugarten der Rittmeister Dubitsch. Sein Arbeitsgebiet umfaßte in erster Linie Danzig und Ostpreußen. Seine Aufgabe war es, festzustellen, welchen Widerstand Polen bei einem etwaigen Handstreich zu fürchten hatte. Er kontrollierte also alle Dinge, die mit Reichswehr, Schutzpolizei, aber auch mit deutschen nationalen Organisationen zusammenhingen. Er verfügte über einen Stab hervorragender Agenten und sehr erhebliche Geldmittel.

Sein Mitarbeiter auf ähnlichem Felde und sein bitterster Konkurrent war der ehemalige Vizekonsul Prczybiczewski, dessen Auftraggeber im Kreise der polnischen Klerikalen und des polnischen Handelsministeriums zu suchen waren. Prczybiczewski hatte reichliche Erfahrung auf dem Gebiete des Spionagewesens. Er war während des Krieges polnischer Vertrauensmann im „Nachrichtenbüro Erzberger“ gewesen.

Hand in Hand mit diesen beiden Kavalieren arbeitete der französische Leutnant de Rour. De Rour, der im Hotel Continental wohnte, war der Danziger Vertrauensmann Guillots, Leiter der Posener Nachrichtenstelle des französischen Kriegsministeriums.

Es war wichtig, sich über die polnischen Absichten recht-

zeitig zu unterrichten, in dem Chaos dieser Monate konnte Polen vielleicht die Frechheit aufbringen, einen Handstreich politischer und militärischer Art durchzuführen.

Aber diese Aufklärung mußte besonders schwer gerade auf dem Boden der alten deutschen Stadt Danzig sein.

*

Winter des Jahres 1921. Gewaltig ragt am Ende der Hauptstraße Danzigs das Wahrzeichen der Stadt, der schneebedeckte Rathausturm.

Winterdämmerung. Dichtes Gewühl auf der Langgasse. Schlageter ging eilig durch die Menschenmasse. Er hatte den Mantelkragen zum Schutz gegen den eisigen Nordost in die Höhe geschlagen und den Hut tief ins Gesicht gedrückt. In der Nähe der Hauptpost schwenkte er in eine der zahlreichen Nebengäßchen ein und betrat dort ein kleines Café. Dichter Tabaksqualm schlug ihm entgegen. Schlageter ging ruhig durch die dichtbesetzten Tischreihen und suchte Tisch für Tisch mit den kühlen Augen ab. In einer Ecke erhob sich ein kleiner nervöser Herr, der schon lange vorher die übrigen Gäste des Lokals argwöhnisch gemustert hatte.

„Guten Tag, Herr Schlageter“, begrüßte er den Ankömmling in halblautem Ton. „Ich glaubte schon, Sie hätten sich die Sache anders überlegt. Ich kann Sie heute mit Herrn Prczybiczewski zusammenbringen, Sie müssen allerdings . . . es wäre allerdings notwendig, ohne einen kleinen Vorschuß . . .“ „Sie sollen hundert Mark haben, Tomczyk, sagte Schlageter, indem er ein wenig verächtlich die Mundwinkel herabzog. „Aber bringen Sie heute die Unterredung wieder nicht zustande, dann hau ich Ihnen die Jacke voll. Der Worte sind genug gewechselt!“

„Auf Ehre, Herr Schlageter! Ich habe Prczybiczewski heute morgen in seiner Wohnung in Langfuhr gesprochen. Als er hörte, daß Sie bereit seien, für ihn als Agent nach Deutschland zu gehen, versprach er sofort, heute hierher zu kommen. In einer halben Stunde kann er da sein.“

„Na, wir werden ja sehen! Wie haben Sie sich denn

mit P. geeinigt? Sie hatten doch einen, sagen wir, kleinen Krach mit ihm."

„Ich habe heute eine Eingabe an die polnische Regierung gemacht, in dieser Eingabe werde ich alles aufdecken. P. will mich doch nur von Dubitsch fernhalten, daher seine Beschuldigung, ich hätte Verbindung mit den Deutschen."

Schlageter lachte kurz auf. Der andere hielt ihm ein durch langes Tragen schon einigermaßen grau gewordenes Papier hin. Schlageter sah ein wenig gelangweilt hinein: „Mit Gegenwärtigem gestatte ich mir, der polnischen Regierung folgende Rechtfertigung zu unterbreiten: Ich habe die Ehre gehabt, für das polnische Volk in ehrlicher Weise in geheimen Missionen zu reisen und gehörte nie zu denen, die den Mantel auf zwei Seiten tragen ..."

„Hm!" sagte Schlageter lakonisch, „glauben Sie, mit solchen vagen Beteuerungen, von denen ich zum Beispiel weiß, was davon zu halten ist, irgend etwas zu erreichen?"

„Bestimmt! Ich werde meine Nachrichten wenigstens auch an anderer Stelle verkaufen dürfen — wo ich mehr bekomme."

„Was haben Sie denn jetzt neues auf Lager?"

„Hier sind ein Paket Meldungen aus ostpreußischen Polizeidienststellen. P. gab sie mir heute, damit ich sie in der Redaktion der Danziger Arbeiterzeitung an einen Angestellten der russischen Nachrichtenexpositur weiterverkaufen könne. Zur Sicherheit habe ich sie persönlich auch noch einmal bei de Roux verkauft."

„Mein liebes Kind, Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß diese Schriftstücke echt sind. Schon der Stil ist ganz blödsinnig. Die Blätter sind von A bis Z gefälscht. Sind Sie nun der Gauner oder Ihr famoser Vizekonsul? Haben Sie die Papiere wirklich von ihm bekommen?"

„Auf meine Ehre, ich habe sie heute bekommen — aber da kommt P.!"

Durch die Tür des Lokals zwängte sich ein dicker, etwas asthmatischer Herr im großen Pelz. Er steuerte ohne

vieles Suchen sofort auf den Ecktisch zu. Tomczyk übernahm die kurze Vorstellung. Der Vizekonsul begrüßte sie recht zurückhaltend, bestellte sich einen doppelten Kognak und eröffnete dann das Gespräch.

„Sie wollen also in den polnischen Agentendienst eintreten? Was veranlaßt Sie dazu, wenn ich fragen darf?"

„Ich bin zu Unrecht entlassener Beamter, brauche Geld und habe sehr gute Beziehungen zu früheren Kollegen in Ministerien. Ich würde sicher gutes Material liefern können, wenn ich anständig bezahlt würde. Allerdings könnte ich nicht allzuoft nach Danzig kommen. Sie müßten das Material durch Vertrauensmänner in Deutschland abholen lassen."

„Das würde sich machen lassen. Aber was können Sie uns liefern?"

„Ich erwartete eigentlich einen eingehenden Fragebogen von Ihnen. Für was haben Sie Interesse? Ich kann doch selbstverständlich nicht ohne jeden Anhaltspunkt Material beschaffen, das Sie dann nicht interessiert und für das Sie dann nichts ausgeben können."

„Im allgemeinen geben wir in der ersten Zeit keine Fragebogen ab, aber Tomczyk kennt Sie von Oberschlesien her und hat Sie als besonders zuverlässig empfohlen. Ich erwarte heute abend einen Herrn aus Warschau, der mir neue Aufträge bringt. Ich werde Ihnen ausnahmsweise ein paar Punkte bezeichnen, die uns interessieren. Also lassen wir es dabei! Wir treffen uns morgen wieder, Sie erhalten die Aufträge und ich gebe Ihnen verschiedene unserer Vertrauensleute an, die Ihre Nachrichten an mich weiterleiten können. Geld empfangen Sie auch dort. Wir werden uns wohl von Fall zu Fall einigen können!"

„Einverstanden! Abgemacht! Ich werde mir Mühe geben, die Aufträge auszuführen."

Der geschäftliche Teil war damit erledigt. Die drei saßen noch eine Zeitlang zusammen und unterhielten sich über alle möglichen Themen. Tomczyk erzählte von seinen Heldentaten während der verschiedenen polnischen Aufstände. Er, „der Held von Krotoschin", wie er sich selbst

in seinen albernen Prahlereien nannte, hatte aber auch schon dreimal polnische Gefängnisse aufsuchen müssen! Prczybiczewski erzählte von seinen weitreichenden Verbindungen und von seinen Erlebnissen im Dienst Erzbergers. Schlageter brachte das Gespräch auf die damals recht regen Posenschen Selbständigkeitsbestrebungen, die er natürlich angeblich verurteilte. P. gab zu, daß in Posen, in Pommerellen und Oberschlesien große Unzufriedenheit mit dem kongreßpolnischen Regiment herrsche und daß führende oberschlesische und Posener Polen für eine Loslösung dieser Provinzen und Bildung eines eigenen Staates, mindestens eines mit ganz besonderen Rechten ausgestatteten autonomen Gebildes agitierten. Die Ukrainer nahmen diese Pläne natürlich mit Begeisterung auf und wollten im Augenblick, da etwas Entscheidendes im Norden geschähe, auch im Süden losschlagen. England, soweit man einem Agenten glauben durfte, der sich in Warschau aufhielt, schien an diesen Projekten recht interessiert. Erst in der letzten Woche hatten in Posen zahlreiche Verhaftungen stattgefunden.

Schlageter hörte aufmerksam zu.

Endlich verabschiedete sich einer nach dem andern. Schlageter ging als letzter. Hinter ihm erhob sich ein langer, dunkelgekleideter Mann, der schon längere Zeit, scheinbar interesselos, am Nebentisch gesessen hatte. Er folgte Schlageter über die menschenerfüllte Langgasse, durch das dunkle Langgassentor, schritt wenige Schritte hinter ihm an der Hauptwache und dem Danziger Hof vorbei und verfolgte ihn nach den menschenleeren Promenaden hinter dem Dominikswall. Dort hielt Schlageter plötzlich an und ließ den Verfolger näher kommen.

„Die Sache scheint zu klappen, Heinz! Morgen will mir Prczybiczewski polnische Vertrauensleute in Deutschland aufgeben und einen Wunschzettel, wahrscheinlich vom Kriegsministerium, überreichen. Daraus wird man schon verschiedenes entnehmen können!"

„Ich bin schon orientiert, ich habe einen Teil des Gespräches verstehen können. Ach, mein lieber Schlageter,

verdammt dreckige Arbeit, aber sie muß ja wohl gemacht werden, und Sie haben die nötige Ruhe dazu."

*

Schlageter beschloß, den Rittmeister Dubitsch direkt in seiner Höhle aufzusuchen. Er argumentierte ganz richtig: schöpft der Rittmeister Verdacht, so wäre eine Verhaftung auf Danziger Gebiet nicht so einfach.

Er traf sich mit einem Kameraden und verabredete mit ihm, daß dieser eine halbe Stunde lang das Konsulat beobachten solle. Wenn Schlageter innerhalb dieser Zeit nicht zurückkäme, solle der Kamerad die Danziger Polizei benachrichtigen. Händedruck.

Während Schlageter in der Haustür des polnischen Konsulats verschwand, promenierte Heinz auf der andern Seite auf und ab. Schlageter ließ sich inzwischen beim Rittmeister melden und wurde über lange und dunkle Gänge in ein großes Zimmer geführt. Landkarten bedeckten die Wände. Schlageter erkannte unschwer auf der einen Karte Ostpreußen, die Karten waren mit Fähnchen besteckt.

Hinter einem mächtigen Schreibtisch erhob sich ein schlanker polnischer Offizier, Monokel im Auge.

„Was wünschen Sie?" fragte der Pole sehr reserviert.

„Ich bin in der Lage, Meldungen aus deutschen Ministerien besorgen zu können und suche aus diesem Grunde die Verbindung mit Ihnen."

„Wie kommen Sie deswegen gerade auf mich?"

„Ihr Name, Herr Rittmeister, und die hiesige Adresse wurden mir in Oberschlesien genannt."

„Von wem, bitte?"

„Von verschiedenen Leuten."

„So kommen wir nicht weiter, ich muß Namen wissen."

„Von Fedilinski. Der Name dürfte Ihnen aus der P. O. W. bekannt sein. Gelegentlich habe ich auch für Gawrich und einmal für Malski in Czenstochau gearbeitet."

Die Namen machten sichtlich Eindruck auf den Offizier.

Er machte eine Handbewegung, die andeuten konnte: Bitte nehmen Sie Platz. Aber er fragte sofort weiter:

„Wie sieht denn Fedilinski aus? Sie kennen ihn doch anscheinend persönlich."

Eine leichte Röte fuhr Schlageter über das Gesicht. Er hatte diesen Fedilinski natürlich nie gesehen und seinen Namen nur einmal in einem Bericht gelesen. Hier konnte nur Frechheit und Glück helfen.

„Groß, schlank, ungefähr Ihre Figur, Herr Rittmeister!"

„So!" das klang wieder recht reserviert.

„Haben Sie irgendwelche Meldungen oder Papiere mitgebracht? Ich muß doch erst einmal sehen, ob Sie tatsächlich in der Lage sind, überhaupt etwas zu liefern."

„Das habe ich allerdings nicht, aber wenn Sie mir sagen können, worauf Sie Wert legen, werde ich Ihnen sicher Material in den nächsten Tagen besorgen können."

„Eine Liste wäre Ihnen angenehm, wie?"

Beinah höhnisch lächelnd zog der Offizier eine Schublade seines Schreibtisches auf und kramte darin herum. Schlageter trat unwillkürlich einen Schritt näher. Plötzlich blinkte ihm der Lauf eines Revolvers entgegen.

„Hände hoch und bis zur Tür zurück! Sie sind ein deutscher Spion! Wer hat Sie geschickt?"

Schlageter zuckte zusammen. Aber im Augenblick hatte er sich gefaßt. Er sah ruhig den Polen an, den Revolver, und zuckte verächtlich mit den Schultern. „Aber Sie werden sich doch keine Unannehmlichkeiten machen, Herr Rittmeister! Sie sind ja hier in Danzig unmöglich, wenn Sie schießen. Notwehr kommt nicht in Frage, ich habe ja überhaupt keine Waffe bei mir. Aber meine Kameraden warten unten auf der Straße."

Unschlüssig blickte der Pole auf Schlageter. Der Revolverlauf senkte sich.

„Ich glaube kaum, daß wir nach diesem Vorgang noch weiter zu verhandeln haben", sagte Schlageter. Der Pole hielt immer noch die Waffe in der Hand.

Eine kurze knappe Verbeugung, und die Tür schloß sich hinter Schlageter.

Der Rittmeister der polnischen Armee Dubitsch, zur besonderen Verwendung des Kriegsministeriums zur Zeit nach Danzig kommandiert, machte in diesem Augenblick das dümmste Gesicht seines Lebens.

Die Folge dieses Besuches war, daß die „Gazeta Danska“ einen Steckbrief über Schlageter veröffentlichte und daß deutsche sozialistische Zeitungen ruppigste Verleumdungen über ihn ausgossen.

Nachdem sein Bild in den Händen fast aller polnischen Agenten war, nachdem die Danziger Polizei dem starken Druck der Polen kaum noch Widerstand leisten konnte, blieb es für Schlageter aussichtslos, in Danzig zu wirken.

Man stand wieder im Strom dieser närrischen Zeit. Man wollte es nun auch einmal so versuchen wie die andern. Schlageter machte eine Export- und Import- G. m. b. H. in Berlin in der Linkstraße auf. Er war kein Geschäftsmann.

Er konnte den gerissensten Gauner übergaunern, wenn es sozusagen im Dienst war, aber für sich in seinem eignen Büro, in seinem kaufmännischen Leben, da zog er gegenüber den andern Kindern der Zeit den Kürzeren. Betrüger unter der Maske ehemaliger Offiziere brachten ihn um sein Geld, das er mit vieler Mühe in anderen Unternehmungen verdient hatte. Nein, er war kein Mann der Geschäfte.

VI.

Schon während der Konferenz von Spa hatten die Franzosen mit dem Ruhreinmarsch gedroht. Der Gewerkschaftsführer Hue und Stinnes hatten sich an den Konferenztisch der eleganten Villa Fraineuse hingestellt und hatten beide übereinstimmend erklärt: die Franzosen könnten ja das Gebiet entgegen Vertrag und Recht besetzen, aber der Reichtum des Ruhrgebietes läge nicht nur in der Erde, sondern in der Arbeitskraft der Männer, die aus

dieser Erde ihre Schätze hoben. Beide Männer, so verschieden in Stellung und Auffassung, erklärten: die Besetzung des Ruhrgebiets wird nichts bedeuten als ein endgültig ruiniertes Europa.

Trotzdem gelang es nur im allerletzten Augenblick durch eine Nachgiebigkeit, die von den Vertretern der Wirtschaft verurteilt wurde, den Einmarsch zu verhindern. Lloyd George saß in der Stunde, da man annehmen durfte, daß der Befehl gegeben würde, die französische Rheinarmee in Marsch zu setzen, dem deutschen Außenminister Simons gegenüber. Er sagte wörtlich, indem er die Empfindungen eines Deutschen bei diesem Krieg gegen Wehrlose zusammenfaßte: "I in my heart, I would never forget it" — Ich würde es in meinem Innern niemals vergessen!

Inzwischen bereitete Frankreich durch politische Schwierigkeiten, die es England im Orient machte, durch Aufpeitschung der französischen öffentlichen Meinung und der Propagierung der Idee, daß es nur darauf ankomme, das Gold von der Ruhr nach Frankreich zu tragen, „seinen siegreichen Ruhrfeldzug" vor.

Französische Kavallerie brach von Düsseldorf auf, im grauen Licht eines grauen Morgens zogen die Offiziere an der Grenze des besetzten Gebietes die Degen und marschierten nach Westfalen hinein.

Infanteriekolonnen, Tanks, Panzerwagen, Artillerie, Kavallerie, Radfahrpatrouillen, ein Heerwurm zog in das waffenlose Land.

Die politische Rechnung Poincarés war richtig; die englischen Kronjuristen traten zwar zusammen und erklärten, daß der Einmarsch ein Rechtsbruch wäre, die deutsche Regierung fügte zu ihren hundert Protesten einen neuen, aber selbstverständlich geschah nichts, den Schlag in das Gesicht des Völkerrechts aufzuhalten. Italien hatte die Verlogenheit, eine Schar italienischer Ingenieure nach Essen zu entsenden, denn dies war ja die politische Phrase, mit der man den Friedensbruch zudecken wollte: die französischen Truppen seien nichts anderes als die Begleit-

mannschaften zum Schutz einer „Interalliierten Ingenieur-Kommission“ ...

Soweit also war, um es zu wiederholen, die Rechnung von Poincaré durchaus richtig. Aber falsch war seine psychologische Berechnung. Die Besetzung des Rheinlandes war nach einem Vertrage erfolgt, nach einem Erpresser-vertrage, aber die Rheinlande sahen ein, daß es sinnlos gewesen wäre, sich den Folgen des Bubenstreichs von Versailles zu entziehen. Anders lagen die Dinge jetzt in Westfalen, anders stand die Bevölkerung des Ruhrgebiets der französischen Besatzung gegenüber. Aus der Mitte der Bevölkerung heraus wurde der Gedanke des passiven Widerstands geboren. Die Bergmänner, die Hüttenleute, die Eisenarbeiter, die Landbevölkerung, der Bürgerstand der Städte, alle nahmen den Kampf mit beispielloser Verbissenheit auf. Die einrückenden Truppen fanden nicht mehr Behörden vor, die protestierten, aber nachgaben, sie fanden keine gedrückten, ausweichenden Einwohner, sondern sie fanden eine Flamme der Verachtung und des Hasses, die ihnen schier das Gesicht verbrannte. Geschäfte und Läden schlossen lieber, als daß sie den Franzosen Ware verkauften. Auf der Straßenbahn verließen sämtliche Mitfahrenden den Wagen, wenn Franzosen einstiegen. Der Führer weigerte sich zu fahren, die Gastwirte weigerten sich, Essen zu geben, die Hotels Zimmer.

Wenn von den großen Werken die Zehntausende vom Schichtwechsel kamen, zogen sie an dem französischen Posten vorbei. Zehntausend, grau, stumm, ungeheuer mächtig in ihrer Masse. Die Eßgeschirre klinkerten in der Hand. Dunkler Ton der wandernden Füße, sonst Stille. Reihen zu Vieren, zu Fünfen, zu Sechsen, unübersehbar. Einer spie aus, einer in der zweiten Reihe, in der dritten, immer stumm, immer dies furchtbare Drohen in den Augen, Haß, der aus der Tiefe kommt. Die Reihen hörten nicht auf. Wieder spien welche aus. Da warf der französische Posten sein Gewehr fort und rannte davon. Mon dieu! Dies Land ist die Hölle, dies Westfalen ist unerträglich!

Jetzt bekamen die Generäle Befehl, rücksichtslos durchzugreifen. Ungeheuerliche Terrorakte, Bestialitäten und Gemeinheiten spielten sich mitten im Frieden in einem unter Rechtsbruch besetzten Lande ab. Junge Mädchen wurden mit der Reitpeitsche geschlagen, wenn sie auf dem Bürgersteig gingen. Hotels wurden evakuiert, indem man in die Zimmer drang und die deutschen Reisenden mit dem Bajonett aus den Betten trieb. Das Stadttheater zu Recklinghausen wurde während der Vorstellung von „Wilhelm Tell" von einer Horde von französischen Offizieren unter Reitpeitschenhieben geleert. Vor das Essener Stadttheater fuhren Tanks auf, als die deutschen Zuschauer den Rütlischwur mitsprachen: „Wir wollen frei sein wie die Väter waren, eher den Tod als in der Knechtschaft leben. Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

Es würde einen Band füllen, die Geschichten der Untaten zu erzählen, die sich das französische Militär während der Ruhrbesetzung zuschulden kommen ließ ...

Aber Entbehrung, Terror und die Zeit taten ihre Wirkung. Die deutsche Mark begann als Zahlungsmittel nahezu wertlos zu werden. Die Eisenbahn kam in die Hand französischer Beamter. Die Häfen des Ruhrgebiets, die Dampfer, die Schiffe waren in französischem Besitz. Die Bevölkerung war durch die unerhörten Grausamkeiten zur Ruhe des Kirchhofs gezwungen worden. Wer sehen wollte, konnte erkennen, daß man von dem Bürger, der mit Familie dort lebte, nichts verlangen konnte, was das Maß pflichttreuen Ausharrens überschritt. Man konnte merken, daß die französischen Truppen das Ruhrabenteuer gründlich satt hatten, aber es war notwendig, stärker noch auf sie einzuwirken, um den Versuch Poincarés, einen franko-westfälischen Pufferstaat zu gründen, endgültig scheitern zu machen. Die Berichte der französischen Generäle, Ingenieure und Agenten durften keine Siegesberichte mehr sein. Diese ganze Armee mußte sich fühlen, als säße sie auf einem Pulverfaß, dessen Lunte schon glomm.

Das hieß, zu dem passiven Widerstand der Bevölkerung mußte das aktive Eingreifen entschlossener Männer kommen, die bereit waren, ihr Leben aufzuopfern für die Freiheit ihres Landes.

*

Gegenüber dem Hauptbahnhof von Essen hatten die Franzosen am Tage nach ihrem Einrücken eine französische Buchhandlung eröffnet. Hier lag die ganze französische Propagandaliteratur und die Hetzschriften der rheinischen Separatisten im auffallendsten Laden der Stadt zur Schau. Wenn Deutsche an diesem Laden vorbeigingen, bekamen sie ein rotes Gesicht, so trieb die Empörung das Blut in die Wangen. Eines Tages flog plötzlich ein Pflasterstein durch die große Scheibe in die Auslage. Während des Krachens und Splitterns des Glases eilten eine Anzahl junger Leute auf den Laden zu. Es entstand ein Auflauf, und in dem plötzlichen Gedränge entkam der Täter. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" brachte diesen Vorgang in einer Form, die äußerlich der Zensur genügen mußte und nur für den deutschen Leser die Ironie ahnen ließ: „Gestern rutschte einem der vor dem Hauptbahnhof beschäftigten Pflasterarbeiter ein großer Pflasterstein aus der Hand und flog unglücklicherweise in die Schaufensterscheibe der französischen Buchhandlung. Eine Bretterwand verdeckt jetzt die Aussicht auf die Bücher ..."

Am nächsten Abend fand im französischen Offizierskasino in der ersten Etage des Essener Handelshofes ein großes Liebesmahl statt. Gegen elf Uhr nachts schlichen dunkle Gestalten durch das Gäßchen am Christlichen Hospiz. Je ein Mann nahm vor einer der großen hell erleuchteten Scheiben im ersten Stock Aufstellung. Eben erhoben sich die Herren in allerbester Sektlaune «Vive la France!» Ein Pfiff auf der nachtdunklen Straße, und eine Salve mächtiger Steine prasselte gegen die Scheiben. Mit gewaltigem Krach brach das Glas und klirrte auf die Straße. Oben im Saale sprangen die französischen Offi-

ziere unter die Tische, warfen sich platt auf den Boden und warteten auf die Detonation der Handgranaten, die natürlich nicht kam.

In der gleichen Nacht fielen die Scheiben aller Restaurants und Geschäfte, die gegen die Verordnung über den passiven Widerstand verstießen und an Franzosen verkauften, der Vergeltung zum Opfer.

Viele Nächte hindurch wurden die Drähte von den verschiedenen französischen Befehlsstellen durchschnitten. Das erforderte neue Posten, neue Aufmerksamkeit und neue Nervenbelastung der französischen Besatzung.

Schlageter traf in diesem Kampf mit Kameraden aus dem Baltikum und aus Oberschlesien zusammen. Krause, König, Federer, Sadowski, Werner, Becker und Zimmermann. Federer war Schlageters langjähriger Bursche, Krause sein alter Feldwebel von der Batterie her. Alle waren überzeugt, daß es nicht genüge, stumm das Verhängnis über sich ergehen zu lassen. Daß gegen die Tat die Tat gesetzt werden müsse. Es waren durchaus keine Menschen, die mit einem Band Schiller zu Bett gehen und mit Versen Goethes erwachen, aber vor der ersten großen Aktion saßen sie in einem Stübchen zusammen, und Schlageter las Schillersche Verse, die er sich in sein Notizbuch geschrieben hatte. Er las schlecht, aber die Männer wurden still unter seinem stolprigen, badischen Lesen.

„So müssen wir auf unserm eignen Erb'
Und väterlichen Boden uns verstohlen
Zusammenschleichen, wie die Mörder tun,
Und bei der Nacht, die ihren schwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der sonnenscheuen
Verschwörung leihet, unser gutes Recht
Uns holen, das doch lauter ist und klar
Gleich wie der glanzvoll offne Schoß des Tages."

*

Durch die stockdunkle Nacht schleicht sich eine kleine Kolonne von Mülheim her querfeldein. Über Sturzacker

und Graben schiebt sie sich langsam an die Eisenbahnlinie Duisburg—Düsseldorf heran. Schlageter mit seinen Leuten. Nach Norden ist der Himmel hell von dem dunstigen Licht, das von den Städten aufsteigt. Dort hat Schlageter in den letzten Tagen beobachtet. Ohne Unterbrechung verließen lange Kohlenzüge die Güterbahnhöfe in Richtung Düsseldorf. Für Frankreich bestimmte Kohlen. Gestohlenes Gut, das man den deutschen Arbeitern, die diese Kohlen gebrochen und aus der Erde befördert hatten, fortnahm. Vielleicht ließen sich diese Transporte unterbrechen oder wenigstens erschweren. Die Leute Schlageters patrouillierten die Bahnstrecke ab und fanden eine geeignete Stelle zur Sprengung unweit des Bahnhofes Calcum. Heute muß die Strecke unterbrochen werden, denn morgen wird neues Militär anrücken, um den Abtransport des Raubes nach Frankreich zu sichern. Schlageter blickte über das Feld. Vor ihm schließt eine gerade Linie den Horizont ab, die Eisenbahn. Posten sind nicht zu bemerken, auch keine Radfahrpatrouillen sind sichtbar, aber sie können jeden Augenblick überraschend auftauchen. Also befiehlt Schlageter Krause und Zimmermann, rechts und links Deckung zu geben. Die Nerven sind gespannt. Hoffentlich gerät man in keine Falle, wie kürzlich ein deutscher Trupp.

Schritt für Schritt kroch Schlageter vorwärts. Schon war man am Bahndamm, als plötzlich Scheinwerferlicht die Strecke taghell erleuchtete. Dicht an den Boden gepreßt mußte man ausharren, bis der Scheinwerfer seinen weißen Kegel weiterlegte.

Schlageter erreichte die Schienen. Eine Brücke führte über einen sumpfigen Bach. An die starken Träger ist schwer heranzukommen. König und Federer wuchten zwei Bohlen aus. Schlageter bringt in der Lücke die Sprengladung an. Die Arbeit geht still, lautlos vor sich, nur die notwendigen Bemerkungen fallen im Flüsterton: „Alles klar? Zündschnur fertig? Achtung!“ Eine glühende Zigarette wird an das quergeschnittene Ende der Zündschnur gehalten. Kleine Funken und weißer

Rauch stieben auf. „Bohlen zu! Fort! In Gruppen zu zweien querfeldein! Treffpunkt morgen früh Essen!" Schon stehen sie unten. Verdammt, hat die Schnur auch gezündet? Ruhig klettern Federer und König noch einmal empor. „Alles in Ordnung! Los! Fort! Auf glückliches Wiedersehen!"

Nach verschiedenen Richtungen jagen die Gruppen davon. Schwer hängt sich der Lehmboden an ihre Füße. Keuchend entfernen sie sich weiter und weiter von der Brücke. Da! Ein ohrenbetäubender Knall! Eine zweite Detonation kurz darauf. Starker Luftdruck wirft sie nach vorn. Der Erdboden zittert. Die Luft dröhnt.

Schlageters ernstes Gesicht hellt sich ein wenig auf. Die Tat ist geglückt. Hier werden keine Züge deutsche Kohlen nach Frankreich bringen. Man wird merken, daß Männer am Werk sind.

Die Sprengung brachte der Stoßtruppe den ersten Verlust. Zimmermann wurde am nächsten Tage ausgeschickt, um sich über die tatsächliche Wirkung zu orientieren. In der Nähe des Ortes der Sprengung wurde er von französischer Kriminalpolizei verhaftet. Obwohl man ihm nichts nachweisen konnte, wurde er zunächst nach dem Gefängnis Düsseldorf-Derendorf gebracht.

Aus dem in der Nähe gelegenen Städtchen Kaiserswert wurden Geiseln verhaftet. Der Bürgermeister erließ darauf einen Steckbrief gegen Schlageter.

Steckbrief.

Kaiserswert, 5. April 1923.

Eisenbahnsprengung in Calcum. Am 15. März 1923, abends gegen 8 Uhr, wurden die Eisenbahngeleise über den Haarbach, Gemeinde Calcum, gesprengt. Als Täter kommen wahrscheinlich zwei junge Leute in Frage, die wie folgt beschrieben werden. Familienname mutmaßlich Fr. v. Krampe oder von Krause und Albert Leo Schlagstein oder Schlageter, der eine 20—25 Jahre alt, 1,60 groß, schlank, dunkelblond, ohne Bart, volles Gesicht, Gang und Haltung

aufrecht. Spricht ausländische Mundart (kein Rheinländer), gekleidet mit schwarzen Schnürschuhen, braunen Sportstrümpfen, grauem Fischhautmantel mit Gürtel und heller Sportmütze. Der andere 20—25 Jahre alt, 1,80 groß, schwächlich, blond, ohne Bart, längliches Gesicht, Gang und Haltung aufrecht, Rheinländer, trug Kneifer. Kleidung: schwarze Schnürschuhe, grauer Regenmantel und heller Schnitthut. Infolge des Attentats sind angesehene Bürger als Geiseln durch die Besatzungsbehörde ins Gefängnis gebracht worden und sollen erst bei Ermittlung der Täter in Freiheit gesetzt werden. Es wird daher um Zustellung geeigneter Ermittlungen nach den Tätern und um evtl. schleunige Mitteilung an die unterzeichnete Polizeibehörde ersucht.

*

Schlageter bereiste sein Revier, bereitete Unternehmungen vor und arbeitete in diesem schweren und verbissenen Kampfe, bei dem alle Macht auf seiten der andern, und auf seiner Seite nur Entschlossenheit und Recht war. Er sah sich die Verhältnisse im Amtsgerichtsgefängnis in Werden, wohin die Franzosen ihre politischen Gefangenen brachten, genau an, weil er beabsichtigte, den Prinzen Friedrich Wilhelm zur Lippe zu befreien.

Von dort ging er auf einen halben Tag zum Rhein, den er seit jenem furchtbaren Tage des Jahres 1918 nicht wiedergesehen hatte. Er war in Königswinter, sah die Hügel des Siebengebirges, die ihn an seine Heimat erinnerten, und fuhr in selten glücklicher und freier Stimmung nach Essen zurück. In seinem Zimmer im Hotel ordnete er noch seine Koffer mit Waffen, Sprengmaterial, Abrechnungen. Er wollte sie am nächsten Tage in einem anderen Quartier unterbringen.

Todmüde ging er ins Bett. Er schlief schon eine ganze Zeit, als es heftig an die Tür klopfte. „Wieder einmal die Paßkontrolle!" dachte Schlageter.

„Aufmachen! Polizei!"

Schlageter öffnete im Schlafanzug die Tür. Mit einem

Tritt wurde sie weiter aufgestoßen. Revolver starrten ihm entgegen.

„Hände hoch! Sie sind verhaftet!“

Mehrere Beamte in Zivil stürzten sich ins Zimmer. Auf dem Korridor stand ein Kommando Poilus mit aufgepflanztem Seitengewehr. Widerstand war hoffnungslos. Die Beamten griffen in die geöffneten Koffer. Mauserpistolen, Sprengmaterial wurden ausgepackt. Ein Paket lag am Boden.

„Was ist das?“

„Eine Höllenmaschine“, meinte Schlageter, schon wieder ganz gefaßt, fast mit dem Anflug eines Lächelns. „Aufpassen, mein Junge“, sagte er zu sich selber, „aufpassen, eine Fluchtgelegenheit muß sich finden!“

Die Beamten sprangen inzwischen entsetzt zur Seite. Niemand getraute sich, das Paket anzufassen. Schlageter stellte es ruhig und höflich in eine Ecke des Zimmers. Unter den Mündungen der Revolverläufe mußte er sich anziehen. Dann packten ein paar Beamte seine Koffer. Die Hände wurden ihm auf dem Rücken gefesselt, die Stricke wurden bis zu den Achseln hinauf durchgezogen. Durch die stillen Straßen Essens ging es nächtlich gegen ein Uhr zum Gebäude des Kohlensyndikats. Schlageter wußte genau, was das zu bedeuten habe. Es war das Haus des Grauens. In dem leeren Gebäude des Kohlensyndikats hatten sich seit dem Einzug der Franzosen die entsetzlichsten Mißhandlungen abgespielt. Die Bewohner der umliegenden Häuser hörten des Nachts die gellenden Hilfeschreie der unglücklichen Opfer, ohne ihnen helfen zu können.

Dorthin wurde nun Schlageter geschleppt. Der letzte Akt seines kurzen Lebensdramas begann. Er machte von den Leiden, die er durchkosten mußte, kein Wesens. Er war ein Mann, der es nicht liebte, an sich zu denken. Es gelang ihm, aus dem Gefängnis einen Brief zu schmuggeln.

Der Umschlag trägt auf der Rückseite die Aufschrift: „Nur durch Kurier! Nähere Adresse siehe Telephonbuch. S. g. H. K.! Bitte sofort an H. weiterleiten und auch durch

Kurier. Niemals aber ins besetzte Gebiet mitnehmen. Heil und Gruß an alle. Ihr Schl.

14. IV. 23.

Lieber Heinz!

Verdammt faule Lage. Keine Haaresbreite fehlte, und ich hätte schon Sonntag die Ehre gehabt, bei Petrus zu speisen. Verhör, Standgericht, wieder Verhör, nochmals Standgericht, bis endlich das erlösende Wort kam vom Divisionsgeneral: „Abführen nach Gefängnis Werden.“ Aufatmen an der ganzen Front. Doch freuen Sie sich nicht, denn Sie werden hängen statt meiner. Die ganze Wucht gemeiner Verräterei wurde von mir auf Sie weiter gewälzt. Auch v. d. O. hat manches abbekommen. Sie werden sich danach einzurichten wissen. Ja nicht schnappen lassen!

Nun Gruß und Heil an alle

Euer Schl.

Es liegt ein Verrat vor, der aus unserem internsten Kreise kommen muß. Nicht bloß das, was wir gemacht haben, sondern alle unsere einstigen und eben gefaßten Pläne waren wörtlich bekannt. Dazu dann als letzten Beweis das Material aus meinem Koffer. Lüge und Frechheit konnten allein helfen. Na, darüber später mündlich, so alles weiter klappt.

Ich habe gemacht bzw. geleitet:

1. Sprengung bei Calcum, ausgeführt durch Schlageter, Krause, Federer, König.
2. Sprengung bei Hügel, ausgeführt durch Krause, Krohn, Federer, König.
3. Hayn hatte östliche Strecke zu beobachten, jedoch wurde nichts ausgeführt.
4. Beobachtungen über sämtliche militärischen Angelegenheiten.
5. Beobachtungen der Agenten deutscher Spitzeln. Alle Meldungen an Sie, von da wahrscheinlich nach Berlin. Davon, daß Leute sollten umgebracht werden, ist mir nichts bekannt. Ein Befehl ist nie erfolgt dazu.

Leute natürlich in Essen vollkommen unmöglich. Auch Düsseldorf bekannt. Versammlung in Mülheim am Dienstag wußte ich schon am Mittwoch früh. Leute können nur unter anderen Namen in anderen Städten arbeiten, und dann dürfen sie mich ja nicht kennen, sollte einmal einer geschnappt werden. Allergrößte Vorsicht vor Leuten mit dem H.-Abzeichen. Bekannte aus Oberschlesien angeblich, in Wirklichkeit französische Kriminalbeamte. Also Vorsicht. Außerdem wurden bei mir 20 Abzeichen gefunden, mit denen sie jetzt arbeiten werden, vermutlich auch in anderen Städten. Wenn die Leute nicht auch so wie ich dreifach gefesselt mit der Pistole auf der Brust sich herumzerren lassen wollen, dann sollen sie den Mund halten und vorsichtig sein. Ich muß für die Ludersch büßen. V. B. habe ich reingewaschen, doch wußte man vieles andere über ihn. Ratsam wegbleiben. L. hat nie mit uns gearbeitet. Er hat mir einmal einen Mann für Beobachtungszwecke gegeben. Andere Leute aus E. kenne ich keine, auch keine Organisation. Irgendein Mann könnte mich als alter Regimentskamerad einmal besuchen. Bei B. angeben, wie Sie am besten meine Nachrichten erreichen können."

Auch in diesem Augenblick dachte Schlageter mehr an die Aufgabe als an das, was ihn erwartete. Davon zeugt dieser Brief.

Er wurde also nach dem Amtsgerichtsgefängnis Werden abgeführt. In dasselbe Gefängnis, das er ein paar Tage vorher für die geplante Befreiung des Prinzen zur Lippe rekognosziert hatte.

*

Schlageters Leute wollten durchaus noch einige schon vorbereitete Aufgaben durchführen, ehe sie ihre Plätze wechselten. Sie wohnten draußen vor der Stadt im Ledigenheim einer Zeche mitten unter der Arbeiterschaft. Je zwei von ihnen hatten ein kleines, kahles Zimmer inne, in dem zwei Feldbetten standen, ein Tisch und eine Bank.

Eines Abends klopfte es ziemlich spät an der Zimmertür Sadowskis und Beckers. Beide saßen noch auf und besprachen die überraschenden Ereignisse der letzten Tage. Sie öffneten die Tür, und herein trat Schneider, ein Bekannter aus Oberschlesien. Sie hatten sich oft mit ihm in der Stadt getroffen und sich auch mit ihm über ihre Tätigkeit unterhalten. Er war scheinbar ganz aufgeregt.

„Es ist dicke Luft! Götze ist verhaftet. Paßt auf, es geht uns allen an den Kragen!"

Plötzlich klopfte es wieder laut an der Tür. Mehrere Personen schienen draußen zu stehen.

„Hallo, Sadowski, aufmachen! Vier Herren aus Berlin wollen Sie sprechen!"

Sadowski legte den Finger auf den Mund und die Pistole zurecht. Atemlos lauschten die drei. Endlich schallten draußen unverständliche Stimmen, Schritte entfernten sich. Schneider sprang auf. „Ich will hinausgehen und sehen, ob die Luft rein ist!" Niemand hatte etwas dagegen. Schneider entriegelte die Tür und verschwand. Die beiden anderen warteten gespannt. Minute um Minute verstrich. Draußen blieb es still. Aber auch Schneider kam nicht zurück. Endlich wurde die Spannung der beiden in dem Zimmerchen zu groß, ihre Nerven hielten nicht mehr aus. Sie schlichen hinaus, den dunklen und leeren Gang entlang auf den Hof. Stille. Kein Laut. Ein Blick auf die Straße. Die Straße war menschenleer. Die Gelegenheit schien günstig. Arm in Arm wie zwei späte Heimkehrer, den letzten Operettenschlager vor sich hinpfeifend, schlenderten sie die Straße nach der Stadt zu.

Plötzlich hallte es laut durch die nächtliche Stille: „Halt! Hände hoch! Nicht schießen!"

Auf der Straße wurde es lebendig, aus Haustüren und dunklen Winkeln sprangen französische Kriminalbeamte hervor. An der nächsten Ecke zog sich eine Kette Soldaten über die Straße. Die beiden waren umringt.

„Zeigen Sie Ihre Pässe vor!"

Die beiden reichten ihre Ausweispapiere.

„Die sind gefälscht. Sie sind Sadowski und Sie Becker. Kehren Sie Ihre Taschen um!"

Waffen oder sonstige verdächtige Gegenstände und Papiere wurden nicht gefunden. Man trennte die beiden Kameraden und verhörte sie, indem man jeden Satz mit Backpfeifen oder Faustschlägen unterbrach. Keiner der beiden gestand.

Ein Beamter zog sein Notizbuch und las vor: „Hans Sadowski, grauer Anzug ... stimmt! Grauer Mantel ... stimmt! Grauer Hut ... stimmt! Schmales Gesicht ... stimmt! Wollen Sie noch immer leugnen, Sie Lümmel?"

Wüste Schläge hagelten auf die Schweigenden. „Wir wollen sehen, wer länger aushält. Ihr Schweine bestimmt nicht!"

Soldaten traten herzu und schlugen mit Gewehrkolben auf die beiden ein. Endlich warf man sie halb bewußtlos in eine Straßenecke.

Von allen Seiten rückte inzwischen Militär an. Der ganze Gebäudekomplex war scheinbar umstellt worden. Auf der Straße sammelten sich die einzelnen Gruppen zu Zügen. Eine Gruppe riß die beiden Deutschen in die Höhe und nahm sie in die Mitte. Es ging zurück zum Ledigenheim. Auf dem Flur wurden sie unter starker Bewachung vor die Tür ihres geöffneten Zimmers gestellt. Kriminalbeamte durchsuchten den Raum bis in den kleinsten Winkel. Ein Koffer mit Dynamit, Handgranaten und Zündkapseln wurde herausgeholt. Alle Papiere wurden beschlagnahmt.

Andere Beamte drangen in das Nebenzimmer ein. Dort schliefen Werner und Federer. Unsanft wurden beide wachgerüttelt. Werner sprang in die Höhe und zeigte seinen Paß.

„Anziehen! Sie sind verhaftet!"

Federer schlief ruhig weiter.

„He, Sie da oben, Sie sollen Ihren Paß zeigen! Oder wir werden Ihnen helfen!"

Verschlafen drehte sich Federer herum, griff in seine neben dem Bett hängende Rocktasche und reichte dem



Willy Eichler
gen. Hans Sadowski
verurteilt zu
lebenslänglicher Zwangsarbeit



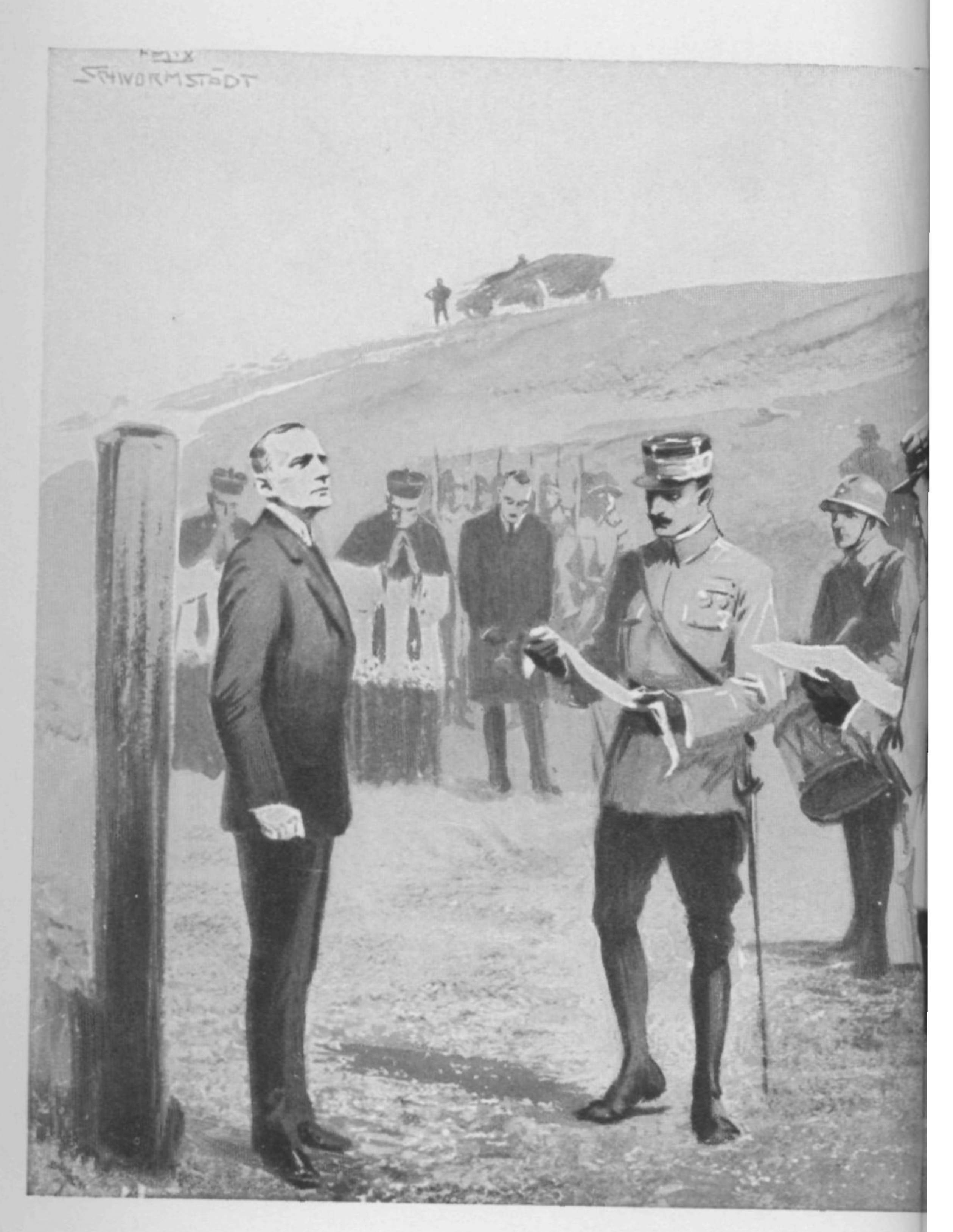
Alois Becker
verurteilt zu
10 Jahren Zwangsarbeit



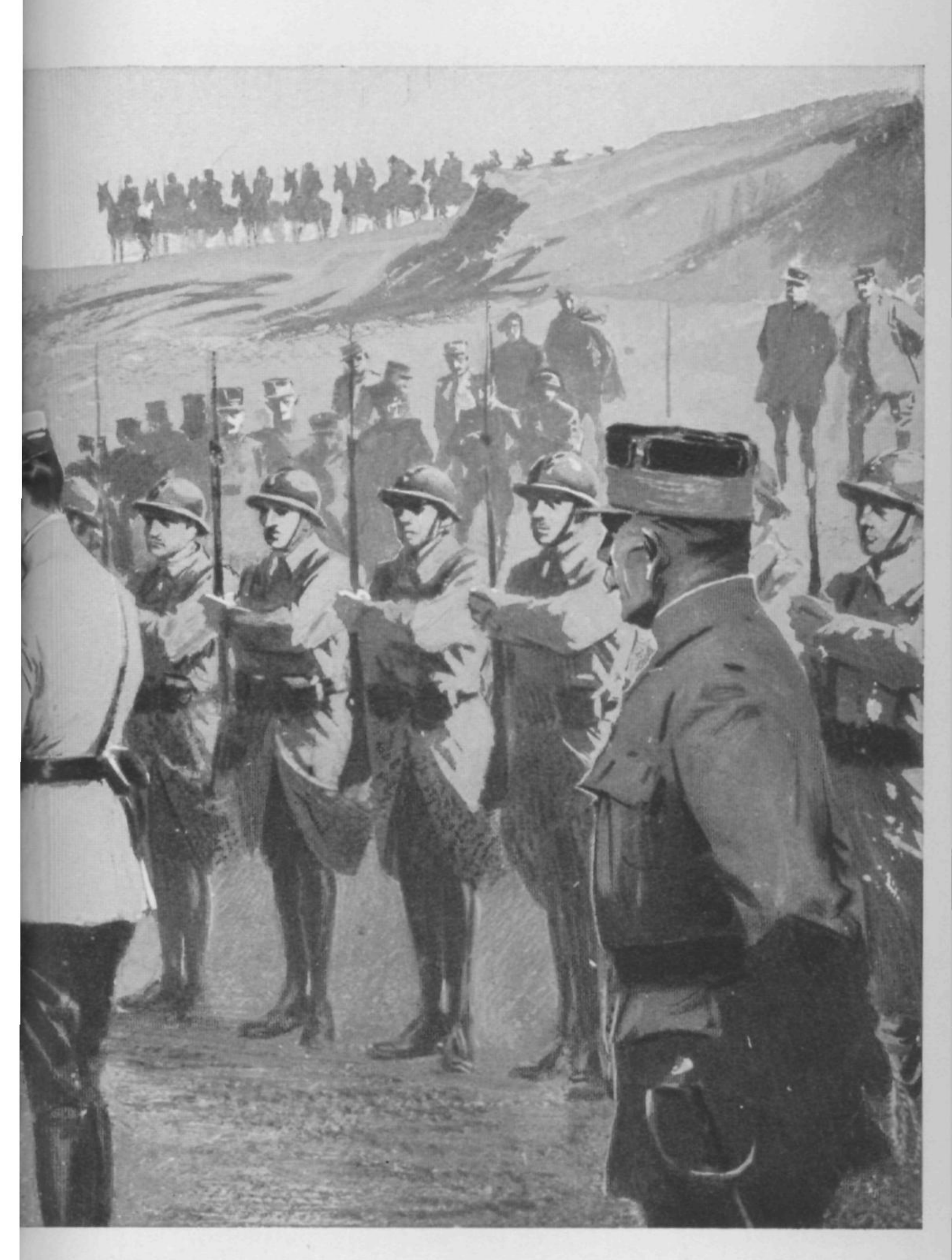
Georg Werner
verurteilt zu
20 Jahren Zwangsarbeit



Georg Zimmermann
verurteilt zu
10 Jahren Zwangsarbeit



Albert Leo Schlageters Erschießung
auf der Golzenheim



n 26. Mai 1923 durch die Franzosen
Heide bei Düsseldorf



Schlageters Ueberführung in Elberfeld



Letzte Ruhestätte in Schönau, Schlageters Grab

Beamten ohne ein Wort seinen Paß auf den schönen Namen „Finger“. Grunzend wandte er dann der ganzen Gesellschaft den Rücken und begann wirklichkeitsgetreu zu schnarchen. Die Beamten schüttelten die Köpfe und fragten Werner: „Gehört er auch zu Ihnen?“

„Er ist erst gestern gekommen und muß morgen früh zur Schicht, ich kenne ihn nicht.“

„Dann mag er liegenbleiben. Also los! Raus!“

Sie wurden in verschiedene Autos geworfen und zum Kohlensyndikat transportiert.

In einer Wachtstube durften sie sich auf Strohsäcken niederlegen. Zu ihrem Erstaunen fanden sie da schon Bisping, der eigentlich mit Schlageter nichts zu tun hatte, sondern einem Essener nationalen Verbande angehörte. Blutige Striemen und blaue Flecke im Gesicht Bispings ließen auf viehische Mißhandlung schließen. Man sah sich stumm an. Sprechen war streng verboten. Sadowski wurde zuerst auf den Gang hinausgezerrt. Die Beamten untersuchten seine Kleidungsstücke mit großer Sorgfalt. Dazwischen hagelte es Faustschläge in das Gesicht. Unter seinem Rockaufschlag fand sich ein kleines Abzeichen, die H.-Nadel, eine Erinnerung an die Zugehörigkeit zum Sturmbataillon „Heinz“ in Oberschlesien.

„Willst du Hund jetzt gestehen, daß Du Sadowski bist?“ brüllte ihn ein Kriminalbeamter an.

„Ich habe nichts zu gestehen.“

Wortlos hob ein anderer einen Stuhl in die Höhe und schmetterte ihn Sadowski auf den Schädel. Wie vom Blitz getroffen sank der Körper zusammen. Die Franzosen stießen den Ohnmächtigen mit Fußtritten auf den Strohsack und ließen ihn liegen.

In gleicher Weise wurde dann Becker vorgenommen.

Etwas später trat Schneider mit zwei Kriminalbeamten in das Zimmer. In höflichem Tone wurde er aufgefordert, auf dem Strohsack zwischen Sadowski und Becker Platz zu nehmen. Langsam kehrte den beiden die Besinnung zurück. Sadowski bat, austreten zu dürfen.

„Komm mit, Du verfluchtes Schwein, bilde Dir aber nicht ein, daß Du entwischen kannst“, brüllte der Wachthabende ihn an. Ein paar Beamte folgten. Nun führten sie Sadowski über einen langen Gang bis an ein großes Fenster, stellten ihn davor, mit dem Gesicht nach dem Hof zu. Darauf öffneten sie weit beide Flügel, die bis zum Erdboden reichten. Nur wenige Meter unter ihm lag der Hof. Wollte man ihm Gelegenheit zum Fliehen geben? Kaum. Er sah, an den Ausgängen standen Posten. Ein Beamter stellte sich hinter seinen Rücken an die dem Fenster gegenüberliegende Wand.

„Gestehst Du jetzt sofort, daß Du Sadowski bist? Ich zähle bis drei, hast Du bis dahin nicht gestanden, schieße ich Dich über den Haufen. Du hast die Wahl, mein Junge! Uns kann niemand etwas nachweisen.“

Endlos gingen die Sekunden. In solchen Augenblicken sieht man plötzlich sein ganzes Leben, Bild um Bild, mit unbestechlicher Deutlichkeit. Die Jugend auf dem Lande in Westpreußen, die Marinezeit in Flensburg und Kiel, die Vertreibung seiner Eltern durch die Polen.

„Eins!“

Sadowski dachte, während ihm diese alten Bilder durch den Kopf gingen, darüber hinweg immer noch etwas anderes, nämlich wie diese Bestien in Bochum und Dortmund Schupobeamte bei angeblichen Fluchtversuchen erschossen hatten. Kein Hahn krähte danach. Man würde nicht zögern, auch ihn umzulegen.

„Zwei!“

Er fühlte alle Wärme des Lebens. Er dachte an seine Eltern, aber gleichzeitig, ganz hart und klar, dachte er: vielleicht gibt es später eine Gelegenheit zur Flucht. Alles war möglich, nur nicht hier wie ein toller Hund niedergeschossen zu werden.

„Halt! Ich bin Sadowski!“

„Ah, c'est très bien. Cela suffit. Wer ist denn dieser Schneider?“

„Ich weiß es nicht.“

„So? Na, wir werden sehen!“

Man führte ihn zum wachthabenden Offizier. Faustschläge: „Nun beichte!"

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber einen Verrat begehe ich nicht!"

Höhnisches Grinsen. „Wir wissen genug. Genug, um Sie an die Wand zu stellen. Abführen!"

Im Wachtraum lagen noch alle bis auf Schneider, der entlassen worden war. Hunger begann zu quälen.

Becker und Sadowski wurden am nächsten Morgen aufs neue herausgerufen und mußten sich im Zimmer des wachthabenden Offiziers mit dem Gesicht zur Wand auf Stühle setzen. Ein Soldat warf ihnen ein Stück trockenes Brot zu.

Hier saßen sie ohne die Möglichkeit, sich bewegen zu dürfen. Endlos. Es wurde wieder Nacht. Sie schliefen, während sie saßen.

Am nächsten Morgen gegen vier Uhr wurden sie mit Püffen geweckt. Französische Gendarmen standen im Zimmer und untersuchten nochmals die Taschen der Gefangenen. Einer der Gendarmen nahm sich Sadowskis silberne Armbanduhr und steckte sie in die eigene Tasche.

Unten im Hof wurden sie mit Stricken gefesselt und in ein Auto verladen. Becker, Sadowski, Bisping und ein vierter, Kuhlmann, der auch mit der Gruppe nichts zu tun hatte, sondern ein Angehöriger eines Essener Nationalverbandes war. In rascher Fahrt ging es durch die menschenleeren Straßen von Essen hinaus, über die stark besetzte Brücke, hinein nach Werden.

Im Amtsgerichtsgefängnis wurden sie eingeliefert.

Mit einem Tritt flog Sadowski in eine Zelle. Die Fesseln hatte man ihm nicht abgenommen.

Am nächsten Morgen wanderte Sadowski ruhelos die wenigen Schritte der Gefängniszelle auf und ab. Da! Jede Spannung seines Körpers lag in seinen Ohren. War das nicht der Pfiff, der bekannte Pfiff der Kameraden? Wieder klang, leise, aber scharf, der Pfiff in die Zelle. Nun war es sicher. Kameraden waren in der Nähe. Waren vielleicht draußen schon bereit, die Be-

freiung zu wagen. Das Fenster konnte er nicht erreichen, aber er erwiderte das Signal.

Gegen fünf Uhr nachmittags rasselten die Schlüssel an der Zellentür. „Heraustreten!"

Er wurde auf den Hof geführt. Becker, Kuhlmann und Bisping warteten schon. Dann trat noch eine kräftige blonde Gestalt aus dem Dunkel der Türöffnung. Aufleuchtende Blicke. Schlageter. Sie waren vereint, im Unglück vereint. Schlageter war einen Moment unbeobachtet. Er flüsterte: „Also Ihr auch! Nichts verraten!"

Aus den vergitterten Fenstern warfen Gefangene Zigaretten herunter. Es gelang, sie in den Taschen zu verstecken. Da traten auch schon französische Gendarmen heran und fesselten alle fünf.

Vor dem Gefängnis standen Lastkraftwagen. Die Wagen waren mit französischer Infanterie bis zu 20 Mann besetzt. Fünf Wagen. Jeder der Gefangenen wurde einzeln in einen Wagen hineingestoßen. Ein Personenauto, in dem Offiziere saßen, eröffnete die Kolonne.

Der Zug rollte durch die Straßen des Städtchens. Ein teilnehmender Blick hier und da aus den Fenstern. Sonst wagte man nicht, seinem Gefühl irgendeinen Ausdruck zu geben.

Auf freier Landstraße mußten die Wagen vor jedem Wäldchen halten. Das Personenauto fuhr voraus und rekognoszierte das Gelände. Man fuhr erst weiter, wenn man Signal für freie Fahrt bekommen hatte.

Die Franzosen erwarteten scheinbar einen bewaffneten Überfall. Diese hundert schwer bewaffneten Franzosen waren nervös, als wenn sie von ihrem schlechten Gewissen getrieben wären, als wenn sie glaubten, daß aus jedem dieser kleinen Wälder Rache und Tod hervorkommen könnten. Ihre Tapferkeit bestand in der bestialischen Behandlung wehrloser Gefangener. Vor zehn Flintenläufen wären sie davongelaufen.

Ein schnelles Militärauto überholte die Kolonne. Neben französischen Gendarmen saß stark gefesselt Werner. Also er war auch gefangen.

In den Abendstunden kam man nach Düsseldorf. Jeder der Gefangenen wurde in eine Einzelzelle im Gefängnis Düsseldorf-Derendorf eingeliefert.

Schlageter war als besonders gefährlich bezeichnet.

*

Die ganze Gruppe wurde als „Sekret" behandelt und von den anderen Gefangenen abgetrennt. Am täglichen Spaziergang auf dem Gefängnishof durften sie nicht teilnehmen. Sie zählten die Tage, die endlosen Wochen, in denen sie mit den Nägeln Striche in die Wände der Zelle ritzten.

Schlageter hat über die grausamen Qualen, denen auch er in dieser Zeit ausgesetzt war, kein Wort geschrieben und bis zu seinem Tode nichts gesagt. Bis zur eigentlichen Verhandlung war das Gefängnisschicksal aber von Sadowski und Schlageter sehr ähnlich.

Nach Wochen wurde Sadowski wieder zu einer Vernehmung vorgeführt. Er sollte aussagen. Der Untersuchungsrichter hatte ein dickes Aktenbündel vor sich auf dem Tisch liegen, und stellte Frage auf Frage. Da Sadowski selbstverständlich ausweichend antwortete, setzte es Ohrfeigen. Von vormittags 10 Uhr bis nachmittags 5 Uhr ging diese nervenzerreibende Folter. Bei der Entlassung rief ihm der vernehmende Beamte nach: „Warten Sie nur, Sie Lump, morgen sind andere da, da werden Sie schon reden müssen!"

Am nächsten Morgen wurde er wieder vorgeführt. Am Tisch des Untersuchungsrichters saß diesmal ein kleiner Mann in Uniform. Er sah aus, als sei er soeben als „Bösewicht" von einer Theaterbühne gekommen. Braunrote, zurückgekämmte Haare, kleine, harte Augen. Typus der Bestie. Er war es, der Schlageter und seine Kameraden in unmenschlichster Weise mißhandeln ließ. Persönlich war er feige, namentlich bei den Verhören Schlageters stand neben diesem brandroten Offizier der französischen Armee ein hünenhafter Sergeant, der ihn schützen sollte, falls die unerhörten Qualen das Opfer zu einer

Verzweiflungstat reizen sollten. Er fürchtete auch diese gefesselten Deutschen noch.

Die Vernehmung Sadowskis begann er mit den Worten: „Sie haben bisher alle Aussagen verweigert! Sie sind also zu feige, auszusagen.“

„Kameraden werde ich nicht verraten.“

„Sie sollen mich nachher noch kniefällig darum bitten, aussagen zu dürfen. Solche hartnäckigen Halunken bekomme ich schnell klein.“

Nun hagelte es Faustschläge in das Gesicht und gegen den Magen, Schläge mit Gummiknüppeln und Revolverkolben. Das linke Auge Sadowskis schwoll blau an, er konnte sich kaum noch auf den Füßen halten. Plötzlich nahm dieser „Untersuchungsrichter“ seinen Revolver und setzte den Lauf an Sadowskis Schläfe.

„Gestehe oder ich schieße Dich über den Haufen!“

Sadowski war so erschöpft, daß er überhaupt nicht denken konnte. In diesem Augenblick war ihm Leben und Sterben gleichgültig. Am besten war es, wenn diese unerträglichen Martern auf irgendeine Weise zum Ende kamen. . . . Aber hier in Düsseldorf waren die Gefangenen schließlich registriert. Der Kerl schoß nicht. Mit wüsten Flüchen, an denen die französische Sprache ja bekanntlich besonders reich ist, ließ er den halbtoten Gefangenen abführen.

*

Am 6. Mai wurden die sieben Kameraden in einem Raum zusammengeholt, und ein Offizier überreichte jedem die Anklageschrift in französischer Sprache. Ein Dolmetscher übersetzte das lange Schriftstück.

Der Verhandlungstermin war bereits auf den 8. Mai festgesetzt. Die deutschen Verteidiger erhielten die Anklageschrift sogar erst am nächsten Tage, dem 7. Mai. Irgendwelche juristische Vorarbeiten waren also ausgeschlossen.

Am Morgen des 8. Mai wurden die Gefangenen unter starker Bedeckung zum Kriegsgericht gebracht. Nach lan-

gem Warten erhielten sie die Erlaubnis, mit ihren Verteidigern, den Rechtsanwälten Dr. Sengstock, Dr. Marx und Dr. Müller eine kurze Rücksprache zu nehmen.

Inzwischen füllte sich der Verhandlungsraum, an den Eingängen wurde eine strenge Kontrolle durchgeführt. Zuhörer, aber auch Berichterstatter ausländischer Zeitungen mußten sich beim Betreten des Saales eine genaue Durchsuchung nach Waffen gefallen lassen.

Vor dem Richtertisch standen zwei Koffer mit der Aufschrift: «Attention! Explosifs!» Auf den Koffern lag eine Anzahl Mauserpistolen.

Die Angeklagten wurden in geschlossener Gruppe hereingeführt, nach ihnen traten die Richter in den Raum. Ein Oberst, ein Major, ein Hauptmann und zwei Leutnants. Sie hatten kühle und undurchdringliche Mienen aufgesetzt.

Der Vorsitzende verlas in halblautem Tone die Anklageschrift. Angeklagt waren:

1. Kaufmann Albert Leo Schlageter, Berlin,
2. Kaufmann Hans Sadowski, Essen,
3. stud. med. Alois Becker, Metz,
4. Schlosser Georg Werner, Potsdam,
5. Kaufmann Georg Zimmermann, Friedrichshagen,
6. Zeichner Bisping, Essen,
7. Ingenieur Karl Max Kuhlmann, Essen.

Sie sind beschuldigt:

1. Im März und April 1923 im Ruhrgebiet Nachrichten gesammelt und Berichte und Schriftstücke an deutsche Spezialdienste übermittelt zu haben, zum Zwecke von Attentaten gegen Personen der Besatzungstruppen, Beamte der Alliierten oder von ihnen abhängige Personen.

2. Am 12. März am Bahnhof Hügel-Essen, am 15. März in Calcum, bei Düsseldorf; im April in Werden-Kettwig vorsätzlich Bahnkörper durch Sprengstoffe zerstört zu haben.

3. Sabotageakte begünstigt zu haben.

4. Im März im Ruhrgebiet an einem Komplott teil-

genommen zu haben, das den Zweck verfolgte, Verbrechen gegen Personen oder Eigentum vorzubereiten oder zu begehen.

Der Vorsitzende wies darauf hin, daß im Interesse der öffentlichen Sicherheit das Verfahren beschleunigt worden sei.

Der Angeklagte Schlageter wurde zuerst aufgerufen. Seine Aussagen waren ruhig und bestimmt. Er erklärte:

„Ich habe in Freiburg mein Abiturium gemacht und wurde während des Krieges Offizier. Nach dem Kriege studierte ich kurze Zeit Nationalökonomie und diente dann in freiwilligen militärischen Verbänden. Nach Auflösung der Brigade Löwenfeld, der ich zuletzt angehörte, wurde ich Kaufmann in Berlin. 1921 trat ich in Oberschlesien in das Sturmbataillon „Heinz" ein und blieb dort bis zu dessen Auflösung. Im Februar 1923 wurde ich von Heinz gebeten, in das Ruhrgebiet zu kommen und dort tätig zu sein. Am 8. März bin ich zu Heinz nach Elberfeld gefahren und mit ihm mehrere Tage zusammengeblieben. Ich bin Vertrauensmann und verantwortlich für die Gruppe Essen. Den Zünder an der Sprengung habe ich von Heinz. Die Weisungen zu der Sprengung sind nicht von der deutschen Regierung ausgegeben. Ich gebe zu, daß ich an der Sprengung zu Calcum beteiligt war. Ich übernehme die volle Verantwortung für alles, was ich getan habe."

Der Angeklagte Sadowski wurde mit Becker in Essen am 15. April verhaftet. Er gab an, daß er nach der Revolution in die Brigade Löwenfeld eingetreten sei und im Jahre 1920 aus der Reichsmarine entlassen wurde. Sechs Monate später trat er in das Sturmbataillon „Heinz" ein. Nach der Auflösung desselben arbeitete er als Bergarbeiter und machte dabei die Bekanntschaft von Werner. Dieser bot ihm an, ins Ruhrgebiet zu kommen. So sei er nach Essen gekommen.

Der Vorsitzende nahm Sadowski in ein scharfes Kreuzverhör. Inzwischen längst bekannte Sachen leugnete Sadowski nicht mehr.

„Wer ist der Führer Ihrer Organisation und wo ist dieser zu erreichen?"

„Der ehemalige Führer des Sturmbataillons ist Heinz, er wohnt in Elberfeld."

„Wieviel Mitglieder hatte diese Organisation?"

„Ich kenne nicht alle, Schlageter war unser Vertrauensmann, an den wir uns zu wenden hatten. Ich selbst habe an Sabotageakten nie teilgenommen, weil ich bestimmt war, im Nachrichtendienst tätig zu sein."

„In Ihrem Zimmer in Essen ist aber ein Koffer mit Sprengkörpern gefunden worden."

So gingen die Verhöre stundenlang weiter.

Der Angeklagte Zimmermann ist am 17. März, zwei Tage nach der Sprengung bei Calcum, verhaftet worden. Er war früher in der Batterie Schlageters, dann in der Marinebrigade von Löwenfeld und im Sturmbataillon „Heinz".

Der Vorsitzende liest Becker einen genauen Bericht der Tätigkeit der Gruppe „Heinz" vor, den Becker selbst früher gegeben haben soll. Becker, in dessen abgemagertem und blassem Gesicht man die Spuren furchtbarer Leiden sieht, springt auf.

„Dieser Bericht ist mir von einem französischen Beamten fertig vorgelegt worden. Nur durch höllische Mißhandlungen bin ich zur Unterschrift gezwungen worden. Ich habe nie diese Schilderungen gegeben."

Der Angeklagte Werner gab an, Mitglied der Gruppe „Heinz" gewesen zu sein ... auch wieder Marinebrigade ... auch wieder Oberschlesien ...

Am zweiten Tage wurden die Beamten des französischen Sicherheitsdienstes vernommen, die den Tatbestand ermittelt hatten, der nun der Anklage zugrunde lag. Es waren die gleichen Beamten, welche die Angeklagten verhaftet und „verhört" hatten. Die Polizeibeamten erklärten, die Aussagen seien richtig von ihnen zur Niederschrift gebracht worden.

Auch die Behauptung und die Klage der Deutschen, daß sie nach ihrer Verhaftung oder beim Verhör grauen-

haft geschlagen worden seien, erklärten die Polizeibeamten als unbegründet. Sie beeideten diese Aussagen sogar. Da wissentlicher Meineid auch in Frankreich mit Zuchthaus bestraft wird, würde man allein aus dem Ruhrkampf ein französisches Zuchthaus mit Kriminalbeamten füllen können.

Der französische Regierungskommissar, der die Anklage vertrat, stellte keine einzelnen Strafanträge. Er ersuchte das Gericht, keine mildernden Umstände zuzubilligen. Man müsse endlich zur Ruhe kommen. Erst in den letzten Tagen seien wieder Sprengungen bei Düren und an anderen Orten vorgekommen.

Die Richter zogen sich zurück. Schon nach kurzer Zeit verkündeten sie in Abwesenheit der Angeklagten das Urteil. Ihre Gesichtszüge waren wie bei Beginn des Prozesses kühl und undurchdringlich, nur die jüngeren Beisitzer hatten einen triumphierenden Ausdruck in den Augen.

Das Urteil lautete:

Es werden verurteilt:

Schlageter wegen Spionage und Sabotage zum Tode.

Sadowski wegen Spionage und Sabotage zu lebenslänglicher Zwangsarbeit.

Becker wegen verbrecherischen Komplotts und Spionage zu 15 Jahren Zwangsarbeit und Aufenthaltsuntersagung.

Werner wegen verbrecherischen Komplotts und Spionage zu 20 Jahren Zwangsarbeit und Aufenthaltsuntersagung.

Zimmermann wegen verbrecherischen Komplotts und Spionage zu 10 Jahren Zwangsarbeit.

Kuhlmann zu 5 Jahren Gefängnis.

Bisping zu 7 Jahren Gefängnis.

Der Saal wurde geräumt.

Die Angeklagten werden hereingeführt. Fünf Mann französischer Infanterie mit aufgepflanztem Seitengewehr treten in die Mitte des Saales. Vor ihnen nehmen die Angeklagten Aufstellung.

Die Soldaten präsentieren, der Regierungskommissar verliest mit ruhiger und gleichmäßiger Stimme das Urteil. Der Dolmetscher übersetzt.

Die Angeklagten nehmen das Urteil mit Fassung entgegen. Schlageter zuckt bei der Verkündung des Todesurteils mit keiner Wimper. Sein Gesicht bleibt ruhig und fest. Nur diesen Mördern keine Schwäche zeigen.

Unter starker Bedeckung werden die Verurteilten abtransportiert. Ganze Züge französischer Infanterie treten in Aktion. Vor dem Gerichtsgebäude an der Mühlenstraße hat sich eine riesige Menschenmenge angesammelt. Sie steht schweigend da.

Als die Gefangenen einen Augenblick sichtbar sind, da man sie ins Auto schafft, nimmt ein alter Mann den Hut ab.

*

Der Urteilsspruch erregte in der ganzen Welt Aufsehen. Die deutsche Regierung erhob Einspruch. Das internationale Rote Kreuz, der Papst, der Erzbischof von Köln, die Königin von Schweden, unzählige, ganz verschiedene Kreise der ganzen Welt versuchten ihren Einfluß für eine Milderung des Urteils geltend zu machen, eines Bluturteils, das auf deutschem Boden gegen einen Deutschen verhängt war, der nichts anderes getan hatte, als daß er seinem Vaterland dienen wollte. Das französische Militärgericht hatte kein Recht, auf deutscher Erde zu tagen. Die französischen Truppen waren unter Rechtsbruch ins Ruhrgebiet einmarschiert, das Kriegsgericht wurde von neutraler Seite, die sonst vorsichtig in ihren Anschauungen war, als „eine freche Komödie zur Ermordung deutscher Vaterlandsverteidiger“ bezeichnet.

Die französische Zeitung „Gaulois“ brachte in einem Artikel die Gründe des Urteils offen zur Kenntnis der Welt. Das Blatt hoffte, daß die Warnung, die in dem Todesurteil läge, von der Bevölkerung im Ruhrgebiet und in den Rheinlanden verstanden würde. Die Blicke

des Ruhrgebiets und der Rheinlande wären bisher auf Berlin allein gerichtet gewesen. Man habe sich eingebildet, Frankreich werde niemals der Bevölkerung gegenüber die starke Hand zeigen. Jetzt werde man die Augen öffnen. Je mehr Frankreich gefürchtet werde, um so stärker werde Frankreich sein, um so mehr beschleunige es die Lösung, und diese Lösung sei die endliche und völlige Unterwerfung Deutschlands unter den Willen der Sieger.

Es ist die offene Geste des Galliers Brennus, der von Rom Geld erpreßt, die Lösesumme mit falschem Gewicht mißt, und als Manlius, der Reichskanzler, wagte zu protestieren, das Schwert in die Waagschale warf: „Vae Victis!"

Die „Kölnische Zeitung" schrieb unter englischer Zensur:

„In Düsseldorf hat das französische Kriegsgericht gestern außer anderen sehr schweren Verurteilungen zu lebenslänglicher oder vieljähriger Zwangsarbeit zum erstenmal ein Todesurteil verhängt, und zwar gegen den Angeklagten Leo Schlageter, der, wie er zugibt, an der Sprengung eines Bahnkörpers beteiligt gewesen ist. Wie bei den Verhandlungen in Werden ist auch hier zunächst festzustellen, daß vom deutschen Standpunkt aus die Urteile in Düsseldorf nicht anerkannt werden können, weil das französische Kriegsgericht die Folge eines vertragswidrigen Einbruchs der Franzosen in deutsches Gebiet ist und deshalb jeder gesetzlichen Zuständigkeit ermangelt. Im Gegensatz zu dem Werdener Prozeß, wo entweder aus politischen Gründen oder aus völliger Unkenntnis deutscher Verhältnisse, ein wahrhaft grauenhaftes Fehlurteil gefällt wurde, standen in Düsseldorf Angeklagte vor den Schranken, die an sich strafbare Handlungen begangen haben. Wir billigen die Sprengungen von Bahnkörpern nicht ..., wenn die Urheber der Sprengungen nicht von Schuld freizusprechen sind, so ist ihre Tat menschlich doch durchaus begreifbar. Gegen den Versailler Vertrag, der Deutschland ohnedies grausam genug knebelt, brechen die Franzosen in deutsches Gebiet ein,

und zwar mancherorts mit einer Rücksichtslosigkeit, einem offenbaren Haß, als stünden sie nicht einer ihnen mindestens gleichwertigen Kulturnation gegenüber, sondern barbarischen Stämmen irgendeines dunklen Erdteils. Es ist auch keine Frage, daß über die amtlich befohlenen Maßregeln hinaus, die wir nicht, wie es häufig geschieht, drakonisch nennen möchten, weil sich mit drakonisch immerhin ein Begriff von Recht und Gesetz verbindet, einzelne Franzosen sich schändlicher Gewalttaten gegen die deutsche Bevölkerung schuldig gemacht haben. Wenn deshalb unter den Deutschen ein wilder Haß gegen die Eindringlinge emporflammt, wenn sich Heißsporne verleiten lassen, der unrechtmäßigen Gewalt mit unrechtmäßiger Gewalt zu begegnen, so haben sich die Franzosen das selbst zuzuschreiben. Die französische Presse wird natürlich die Verurteilten als entmenschte Verbrecher an den Pranger stellen. Wenn die Sache umgekehrt läge, wenn die Deutschen in Frankreich in der Rolle aufträten, die die Franzosen jetzt in Deutschland tragieren, dann würde selbstverständlich die Welt überschwemmt werden mit Lobpreisungen der edlen Märtyrer."

Es wäre vielleicht hinzuzufügen, daß auch die französische sozialistische Presse diese Märtyrer gefeiert hätte. In Deutschland war es anders. Vielleicht ist dies die allerschlimmste Wirkung einer Niederlage, daß dem Gefühl für nationale Ehre in manchen Teilen des Volkes das Rückgrat gebrochen wird . . .

Dies ist kein polemisches Buch, es geht um das Sterben eines Menschen, der starb, weil er sein Vaterland liebte. Wer das nicht achten will, für den ist auch Verachtung zu schade.

*

Schlageter saß in seiner Gefängniszelle mit dem Wissen, daß sein Leben beendet sei. Vielleicht flammte für wenige Augenblicke noch einmal, man ist ja so heiß an das Leben gebunden, noch einmal der wahnwitzige Gedanke an Be-

freiung auf. Er wußte ja, ein paar Kameraden waren noch in Freiheit, er wußte, daß sie ihr Leben einsetzen würden, seines zu retten. Aber er wußte auch, wie er bewacht war, und er kannte die Schwierigkeiten, die nicht nur auf seiten der Franzosen, sondern auch auf seiten der Deutschen lagen.

Er war entschlossen, mit dem Leben abzurechnen. In seiner Zeit in Kurland und ein wenig später hatte er ein paar Liebesbriefe geschrieben. An eine feine und zarte Frau. Eigentlich war gar nichts mehr zu schreiben an sie. Er hatte schon damals, als er nach Oberschlesien ging — zum zweitenmale — vor seiner Liebe gewarnt: Ich bin eine Art Landsknecht geworden. Alles was ich noch besitze, gehört dem Vaterlande. Ich stehe unter dem Zwang einer Aufgabe. Ich kann nicht anders. Du bist zart, Du bist jung, Du bist schön, es ist besser, wenn Albert Schlageter sein Leben mit Deinem nicht verknüpft . . .

Nein, er hatte keine Liebesbriefe zu schreiben. Aber er schrieb den Brief eines Mannes und eines Sohnes, den nur ein Held in der Gefängniszelle schreiben kann. In der Gefängniszelle, in der er sein Todesurteil in Händen hält. Wer nicht statt des Herzens einen Stein in der Brust trägt, senkt still das Haupt, wenn er die Briefe Schlageters liest, die sein Abschied sind.

Liebe Eltern und Geschwister!

Soeben habe Euren und der Tante Brief erhalten. Tausend Dank dafür. Nun kann ich endlich etwas erleichtert aufatmen, da ich weiß, daß Ihr alle gesund seid und mit Gottes Hilfe den ersten Schmerz und vor allem den Schrecken über die Nachricht hinter Euch habt. Es waren seit meiner Verhaftung am 7. April bis heute entsetzliche Tage. An mich konnte ich gar nicht denken, mein Schicksal war mir Nebensache, ich habe gehandelt aus Liebe zu Euch, zu meinem Vaterlande; ich weiß dafür zu büßen. Die Größe meiner Strafe kann mich nicht schrecken, noch traurig machen. Wäre ich allein auf

der Welt, wüßte ich überhaupt nicht, was es Schöneres geben könnte, als für sein Vaterland zu sterben. Aber um Euch habe ich gebangt, Tag und Nacht. Hätte ich Euch das ersparen können, ich wäre gern zwei- oder dreimal vor die Kugel getreten. Bleibt weiter so tapfer. Hofft weiter. Sollte keine Änderung eintreten, so denkt: ich bin an einer Krankheit oder sonst was plötzlich gestorben — zwar ein paar Jahre früher als zu erwarten war, aber das kommt ja öfter vor. Also noch einmal tausend Dank für die Briefe und herzliche Grüße an Euch alle, besonders Vater und Mutter,

Euer Albert.

*

Schlageters Kameraden waren inzwischen nicht untätig gewesen. In Werden wurde die erste Verbindung mit ihm aufgenommen. Hayn konnte ihm allerhand Werkzeug in die Zelle schmuggeln. Der Abtransport kam dem Befreiungsversuch zuvor. Das Material mußte er scheinbar in der Zelle zurücklassen, denn einige Tage nach seinem Abtransport nach Düsseldorf brach sein Zellennachfolger aus.

In Düsseldorf war jeder Versuch, mit Schlageter in Verbindung zu kommen, schwierig. Mehrere Aufklärungsversuche kosteten Opfer. Einige Tage nach dem Urteil meldeten sich zwei Leute bei der Gefängnisverwaltung, um Sadowski zu sprechen. Es waren sein Bruder und sein Freund Oberstadt. Gleichzeitig hatte sich Fitzek, ein anderer Angehöriger der Organisation, bei Werner melden lassen. Da es anscheinend lange dauern würde, bis man ihn vorließ, ging er auf der Straße ein wenig auf und ab. Als er wieder zurück in den Warteraum kam, waren die beiden anderen nicht mehr anwesend. Er hatte plötzlich ein unheimliches Gefühl, verließ den Raum und wartete auf der Straße. Er sah nacheinander alle Besucher das Gefängnis wieder verlassen, nur die beiden Freunde nicht.

Die waren im Warteraum plötzlich von einem Beamten aufgerufen worden, der sie zu einem französischen Offizier führte. Der sagte ihnen auf den Kopf zu: „Sie

gehören zur Organisation „Heinz", Sie sind am Komplott beteiligt. Sie sind verhaftet!" Sie wurden acht Wochen festgehalten, trotzdem man kein Beweismaterial gegen sie hatte.

Sadowski war nicht wenig erstaunt, als ein Arbeitsgefangener, ein „Domestik", an seiner Zellentür klopfte und ihm zuflüsterte: „Schönen Gruß von Oberstadt! Er sitzt auf Zelle 13 und Ihr Bruder daneben."

In Elberfeld war inzwischen ein groß angelegter Befreiungsplan zum Scheitern gebracht worden. Heinz wurde von der Elberfelder Polizei, kurz vor der Beendigung der Vorarbeiten, verhaftet. Obwohl er besonders darauf hinwies, daß alles zur Befreiung bereitstehe, stellten sich die Elberfelder Beamten auf den Standpunkt, die Organisation verstieße gegen das Gesetz zum Schutz der Republik. Was ging sie Schlageter an? Was ging es sie an, daß ein Deutscher rechtlos von den Franzosen hingemordet werden sollte? O, arme Zeit! O, bittere Zeit, o, schlimme Zeit Deutschlands!

Heinz wurde im Polizeigefängnis in Elberfeld wie ein gemeiner Verbrecher behandelt.

In dem Untersuchungsgefängnis von Barmen—Bendahl und Kassel führte man ihn mit Götze und Schneider gemeinsam vor, den wahrscheinlichen Verrätern Schlageters.

Die geplante Befreiung war dadurch unmöglich geworden. Es gab Deutsche, die sich zu Mitschuldigen der Franzosen gemacht hatten.

Heinz wurde nach vier Wochen auf Anweisung des Oberreichsanwalts aus der Haft entlassen. Auf die Rolle des preußischen Ministers Severing einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieses Buches. Er war letzten Endes für das Verhalten der Elberfelder Polizei verantwortlich. Wozu Worte machen, wenn die Dinge sprechen. Worte hat Severing genug im Preußischen Landtag über diesen Fall gemacht. Schlageter starb, es ist nichts hinzuzusetzen.

*

Selbstverständlich wurden die Befreiungsversuche nicht eingestellt, aber sie waren inzwischen so erschwert, daß sie kaum eine Aussicht hatten, zu gelingen.

*

Schlageter hatte nun auch ein letztes Aufflammen seines Glaubens an Befreiung niedergerungen. Er sah jetzt dem Tod ins Auge. Ruhig und gut, ein einfacher und wahrhafter deutscher Mensch, ging er den Weg zu seiner letzten Stunde.

Er schrieb an seine Eltern und Geschwister, und immer stand das Bild seiner Heimat dabei vor seinen Augen.

10. Mai.

Liebe Eltern und Geschwister!

Höret das letzte, aber wahre Wort Eures ungehorsamen und undankbaren Sohnes und Bruders.

Seit 1914 bis heute habe ich aus Liebe und reiner Treue meine ganze Kraft und Arbeit meiner deutschen Heimat geopfert. Wo sie in Not war, zog es mich hin, um zu helfen. Das letzte Mal hat mir gestern mein Todesurteil gebracht. Mit Ruhe habe ich es vernommen, ruhig wird mich auch die Kugel treffen. Hab' ich doch alles, was ich tat, nur in bester Absicht ausgeführt. Kein wildes Abenteuerleben war mein Verlangen, nicht Bandenführer war ich, sondern in stiller Arbeit suchte ich meinem Vaterlande zu helfen. Ein gemeines Verbrechen oder gar einen Mord habe ich nicht begangen. Wie alle anderen Leute auch über mich urteilen mögen, denkt Ihr doch wenigstens nicht schlecht von mir. Bemühet wenigstens Ihr Euch, das Gute zu sehen, was ich gewollt habe. Denkt auch in Zukunft nur in Liebe an mich und haltet mir ein ehrenvolles Andenken. Das ist alles, was ich in diesem Leben noch verlange. Liebe Mutter! Lieber Vater! Das Herz droht zu brechen bei dem Gedanken, welch gewaltigen Schmerz und welch große Trauer Euch dieser Brief bringt. Werdet Ihr sie ertragen können? Meine größte Bitte wird bis zu meiner letzten Sekunde die sein, daß unser

lieber Gott Euch Kraft und Trost senden möge, daß er Euch stark erhält in diesen schweren Stunden. Wenn es Euch irgend möglich ist, bitte ich Euch, nur noch einige Zeilen zu schreiben. Sie werden mich stärken auf meinem letzten Gang. Ich lege heute gegen das Urteil Revision ein. Nun lebt wohl, seid in Gedanken noch einmal geküßt von Eurem Albert.

*

Was war dieses Menschenleben, dieser reine und gute Mann im Spiel der Schachsteine der Politik? Er wird Zeichen sein, er wird Fahne sein, er wird Schwert sein und Sieg!

Aber für französische Politik um diese Zeit war ein Blutopfer durchaus nur Siegel auf dem Sinn des Kampfes von vierzig Jahren. Poincaré stand in der französischen Kammer, in dieser Kammer, die allerdings nicht mehr den Sinn des Landes spiegelte, gegenüber den Angriffen von Tardieu. Man hatte von ihm noch systematischere Ausplünderung der Ruhr erwartet. Die Anzeichen waren die, daß die Linie der französischen Politik so nicht weiter gehen könne. Am 25. Mai schloß Poincaré seine Kammerrede mit einem großen Coup. Seine harte und dabei doch theatralische Stimme schmetterte durch den Raum, als er sich zu seinem Gegner Tardieu wandte: „Und das wagen Sie mir zu sagen in der Stunde, da ich gerade den Befehl zur Erschießung Schlageters nach Düsseldorf gesandt habe!" Die Meinung dieser Kammer war befriedigt. Poincaré erhielt sein Vertrauensvotum.

Der Vollstreckungsbefehl traf nachts um halbein Uhr in Düsseldorf ein.

Um zwei Uhr wurde ein Geistlicher und der Rechtsanwalt Sengstock benachrichtigt.

Schlageter wurde geweckt. Ein Offizier las ihm den Vollstreckungsbefehl vor. Das Gesicht Schlageters hat niemals vor einem französischen Offizier einen Schatten seiner inneren Bewegung gezeigt. Er bat, daß er wenige Zeilen an seine Eltern schreiben dürfe. Auch die Handschrift dieses letzten Briefes ist fest.

26. V. 23.

Liebe Eltern! Nun trete ich bald meinen letzten Gang an. Ich werde noch beichten und kommunizieren. Also dann auf ein frohes Wiedersehen im Jenseits.

Nochmals Gruß an Euch Alle Vater, Mutter, Josef, Otto, Frieda, Ida, Marie die beiden Schwager, Göttis das ganze Heimat

Euer Albert.

Liebe Eltern! 26. V. 23.

Nun trete ich bald meinen letzten Gang an. Ich werde noch beichten und kommunizieren. Also dann auf ein frohes Wiedersehen im Jenseits.

Nochmals Gruß an Euch alle. Vater, Mutter, Josef, Otto, Frieda, Ida, Marie, die beiden Schwager, Göttis, die ganze Heimat. Euer Albert.

Posten ziehen auf. Ein Geistlicher wird zu Schlageter in die Zelle gelassen, damit er beichten und kommunizieren kann.

Schlageter spricht ganz ruhig zu dem französischen Offizier: „Ich werde nicht in Gegenwart von Ihnen und Ihren Soldaten mit meinem Gott reden."

Der Geistliche sieht den ungeheuren heiligen Ernst im Gesicht des Todgeweihten. Er findet ein paar Worte, die den französischen Offizier bestimmen, errötend die Zelle zu verlassen und die Posten draußen aufzustellen.

Nur fünf Minuten gibt man Schlageter für die heilige Handlung.

Der Offizier tritt in die Zelle und fragt ihn nach seinen letzten Wünschen. Schlageter sieht ihn fast ein wenig erstaunt an. Aber er weiß, daß er seine Nerven noch wird brauchen müssen. Er sagt: „Eine Zigarette . . ."

Er nimmt ein paar Züge, sieht auf das glimmende Feuer, und wirft die Zigarette zu Boden.

Festen Schrittes folgt er der Wache in das bereitstehende Auto.

Die Franzosen hatten die Exekution nach der menschenunwürdigen Vorschrift, die in ihrer Armee gilt, vorbereitet.

Draußen am Rande des Nordfriedhofs hielt eine Kompagnie. Vor dem Abfall eines alten Steinbruchs war eine Grube aufgeworfen. Davor stand ein starker Pfahl. Ein paar Offiziere, eine Gruppe französischer Infanterie.

Die Dämmerung des jungen Tages zieht herauf. Am Himmel blaßroter und dann dunkelroter Schein, wie von einer Wunde.

Die Verteidiger Schlageters sind am Platz. Er wird bei ihnen vorgeführt. Einen Augenblick preßt er die Lippen zusammen. Dann ist seine Stimme klar und fest, als ob er einen Sturmangriff kommandiere.

„Auf Wiedersehen!"

Er läßt sich ruhig zum Richtpfahl führen.

Nun kommt die Infamie der französischen Exekution, die auch auf deutschem Boden die Gemeinheit einer französischen Hinrichtung durchführen will.

Ein Sergeant bedeutet ihm, er solle niederknien. In Schlageters Augen, die schon dem Bild dieser Welt entsagt haben, flammt es noch einmal auf. Niemals! klingt ihm das Andreas-Hofer-Lied durch den Sinn . . . will sterben wie ich stritt . . .

Da drückt ihm eine Bestie von französischem Sergeanten von hinten die Knie durch, daß er auf den Boden sinkt.

Seine gefesselten Hände werden hinter ihm am Pfahl festgebunden.

Die Augen von Schlageter sind in diesem Augenblick blaue Blitze.

Eine Szene, so unerhört in ihrer Bestialität, daß selbst dieses französische Peloton unruhig wird. Man merkt Bewegung und nervöses Klirren. Der Offizier schreit in diesem Augenblick mit lauter Stimme, da er merkt, wie die Dinge stehen:

„Zurück!"

Trommeln wirbeln. Die Kompagnie präsentiert.

Schlageter reißt sich empor. Er kniet aufrecht.

„Feuer!"

Die Salve peitscht durch die Morgenstille.

Der Körper sinkt in sich zusammen. Ein Offizierstellvertreter tritt an ihn heran und setzt ihm den Revolver an die Schläfe.

Revolverschuß.

Noch einmal bäumt sich der arme Leib empor.

Schlageter ist endgültig gemordet.

Das Wort stirbt, der Lorbeer redet.

Durch die Morgenluft weht die Schande Frankreichs und der Ruhm eines deutschen Menschen, der seine Heimat heißer liebte als sein Leben.

Der Bau Frankreichs, der Kerker für Deutschlands Seele sein sollte, war um diese Zeit fast vollendet. An diesem Morgen brach ein Stein, ein kleiner Stein aus diesem Bau. Man wußte es nicht, man sah es nicht, aber eine Kerkerwand brach zusammen. Ein Körper war von Kugeln zerfetzt, ein Märtyrer trug in Geisterhänden die unsterbliche Idee von der Tat, der deutschen Tat um des Vaterlandes willen.

*

Elberfelder Kameraden verlangten bei der französischen Kommandantur, die merkwürdig nervös und betreten war, die Freigabe des Leichnams.

Der Sarg wurde aus dem besetzten Gebiet nach Elberfeld überführt. Er wurde in der Stadthalle aufgebahrt und unter Kränzen begraben.

Die Reichskriegsflagge lag über dem toten Schlageter. Tausende folgten seinem Sarge, als ihn Offiziere zum Bahnhof trugen, um ihn in die Heimat zu geleiten.

Auf den Bahnhöfen Tausende von Menschen, Korporationen, Vereine. Einig in Trauer und einig im Haß.

Nun, da dieser einfache, liebenswerte und starke deutsche Mensch geopfert war, fühlte man die Flamme des Opfers. Auch in Berlin bekam man um diese Zeit rote Flecke der Scham im Gesicht, wenn an Stellen, die wußten, wie die Dinge gegangen waren, der Name Schlageter fiel.

Schlageter hatte zu seinen Lebzeiten irgendwo im Baltikum die Abwandlung, nur den Schluß eines Liedes in finnischer Sprachform kennengelernt: „Das Banner muß stehen, wenn der Mann auch fällt."

Über ihm wehte die Fahne Deutschlands, an die er geglaubt, für die er gestorben war, schwarz-weiß-rot.

In der Heimat, zu Füßen seiner Schwarzwaldberge, wurde er zu Grabe getragen. Seine Eltern und seine Geschwister standen am Grabe.

Die Kameraden vom Feldartillerieregiment 76 standen am Grabe. Die Freiburger Korporationen standen am Grabe.

Und seine Mutter, die im Jahre 1926 gestorben ist, stand am Grabe und hatte tränenlose Augen vor Schmerz.

Über den Kränzen, über den Reden, über dem Schmerz und über dem Lorbeer wehte aber die Fahne des Vaterlandes.

„Das Banner muß stehen, wenn der Mann auch fällt."
